Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 54 (1972)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische
Landesbibliothek
Zeitschriftenabt.
3003 Bern

AZ 8712 Stäfa

Nr. 7 30. März 1972

SFB SCHWEIZER FRAUENBLATT

SCHWEIZER FRAUENBLATT - Unabhängiges Informationsorgan für Fraueninteressen und Konsumentenfragen

54. Jahrgang — Erscheint jeden zweiten Freitag — Abonnentenverwaltung, Inseratenregie und Druck: Buchdruckerei Stäfa AG, 8712 Stäfa am Zürichsee, Tel. 01 73 81 01, Postcheckkonto 80 - 148

Kirche ist auch ausserhalb der Kirche

vw) Was die Theologin Dr. Dorothee Sölle im Jahre 1965 am Deutschen Evangelischen Kirchentag in Köln sagte, hat auch jetzt für viele Menschen Geltung. Unser heutiger Beitrag ist eine gekürzte Fassung ihres Vortrages und soll kein Werturteil über «kirchliche oder unkirchliche Christen» sein, sondern uns alle zum Nachdenken anregen. Ihre Worte drückten das aus, was Millionen von «unkirchlichen Christen» empfinden, wenn sie ihre kirchlichen Brüder sprechen hören. Mit den «unkirchlichen Christen» sind hier jene Menschen gemeint, die wohl getauft, konfirmiert und vielleicht kirchlich getraut worden sind, die sich aber um die Kirche eben nur bei diesen Anlässen kümmern und sonst Kirchenpforten höchstens zur Bewunderung architektonischer Schönheiten öffnen. Immer wieder müssen sie es dulden, dass ihre kirchlichen Brüder sie als verirrte Schafe zu betrachten belieben. Es gibt viele kirchliche Christen, die der Ansicht sind, die Kirche allein könne einem Menschen inneren Halt geben und ihm zeigen, was gut und was böse sei. Ihren unkirchlichen Brüdern jedoch ist es trotz aller geheimen Sehnsucht nach Geborgenheit nicht möglich, in den Schoss der Kirche zu flüchten. Warum?

(Foto Karl Zimmermann)

Zweifel und Skepsis, Rationalität und Bewusstsein sind Bestandteile der Luft, die wir atmen. Wir leben in finsteren Zeiten. Wie soll man nach Auschwitz den Gott loben, der alles so herrlich regieret? Es muss schön sein, fromm zu sein, es muss gut sein, Sitten und Gebräuche zu haben, die christliches Leben ausdrücken und begleiten.

Das ungute Schema von Innen und Aussen

Kritik an der Kirche, sagt man, habe nur ein Recht, wenn sie von innen kommt, von Menschen, die «in der kirchlichen Arbeit stehen»; wer ausserhalb ist, habe kein Recht, kirchliche Ordnungen und Meinungen in Frage zu stellen. Diese Sprachregelung, bei der «die draussen» von «uns drinnen» genau unterschieden werden, entspricht einem bestimmten Verständnis von Kirche, das vor allem die Grenzen der Kirche zur Welt im Auge hat. Vielen Menschen aber tut dieses Schema von Innen und Aussen Unrecht, sie stehen weder inner- noch ausserhalb, und ihr Verhältnis zur Kirche ist zu kompliziert und zu gespannt, als dass es sich in solche einfache, räumliche Bilder fassen liesse.

Erst, als es der Kirche selbst an den Kragen ging

Die Kirche kann wohl die Sehnsucht der Richtungslosen auffangen, nicht aber ihre wirklichen Schwierigkeiten mit dem Glauben und dem Leben ernst nehmen. Denn ernst ist für diese Kirche nur, was sich in ihren Mauern abspielt. Nicht zu der Zeit, als Juden und Sozialisten in die Schutzhaftlager des Dritten Reiches kamen, organisierte sich der kirchliche Widerstand, sondern erst, als es der Kirche selber an den Kragen ging, nämlich als man den Arierparagraphen mit ihr einführen wollte. Innen und Aussen wurden damals und werden heute aufs genaueste unterschieden. Innen und Aussen, Kirche und Welt, sind in diesem herrschenden Sprachgebrauch voneinander so abgetrennt, dass die Kirche die bessere, die eigentliche Welt repräsentiert, die darauf bedacht sein muss, sich zu schützen und sich abzugrenzen von dem bedrohlichen Aussen.

Die Angelpunkte dieses Denkschemas heissen: Grenze, Gefahr, Angst. Der grosse, immer wieder aufs neue verteufelte Gegner heisst: Welt. Immer wieder vergisst die Kirche, dass Christus den Mächten die Herrschaft genommen hat und dass sein Sieg nicht nur persönliches Heil für den Einzelnen bewirkt, dass er vielmehr auch das Gesicht der Welt, in der wir leben, verwandelt hat. Wir kennen diesen Vorgang unter dem Namen der Säkularisation. Die Welt ist weltlich geworden, die Erde entzaubert. Nichts unter der Sonne und über ihr kann noch eine sakrale Weihe beanspruchen und daher unantastbar sein; es gibt nichts mehr — keine überkommene Institution und keine geheiligte Schrift —, das dem Urteil der menschlichen Vernunft entzogen wäre. Es gibt keine Frömmigkeit mehr, die sich in diesen finsteren Zeiten, da der Mensch, noch so ungekonnt, anfängt, die Verantwortung für seine Welt zu übernehmen, von selbst verstünde. Wie sehr ihm dies aber auch misslingt und misslungen ist — wir können von dem Prozess, in dem nichts mehr selbstverständlich ist und keine vorgegebene Ordnung uns mehr trägt, nicht absehen. Offen muss bleiben, ob diese Aneignung der Welt durch den Menschen für ihn oder gegen ihn, ihm zum Heil oder ihm zum Unheil geschieht.

Nur noch eine Führungsmacht unter anderen

Wie aber findet sich die Kirche in dieser veränderten Welt vor? Wird sie von dieser Veränderung betroffen und an welchen Stellen? Zunächst beobachten wir in der Geschichte der letzten zweihundert Jahre, dass die Lage der Kirche immer komplizierter geworden ist, je mehr der Prozess der Säkularisation voranschritt. Denn da die Welt sich verändert hat und aus dem Chaos unbeherrschter Naturmächte, denen wir ausgeliefert waren, zu einer Möglichkeit menschlich-doppeldeutiger Freiheit geworden ist, deren Schicksal in unsern Händen und in unserer Verantwortung liegt, kann auch die Kirche nicht mehr die sein, die sich von der Welt abgrenzt. Sie kann nicht mehr bei den alten vortechnischen, angstgeborenen Vorstellungen bleiben. Sie verliert ihre Autorität, ihre beherrschende Stellung, sie wird eine Führungsmacht unter anderen. Und dagegen setzt sie sich zur Wehr! Nach aussen mit Hilfe von Machtansprüchen, die je nach politischer Situation mehr oder weniger greifbar sind. Nach innen aber versucht sie, dem Autoritätsverlust so zu begegnen, dass sie ein Stück älterer, vormoderner Gesellschaftsstruktur für sich und ihren Bezirk rettet. Sie erklärt ein Stück Welt, vergangene Welt, für unantastbar und behauptet, es sei dem geschichtlichen Wandel nicht unterworfen. Von daher leitet sie mehr die Gewohnheit als das Recht ab, den Menschen bestimmte Vorleistungen abzuverlangen, die als Vorbedingungen für diejenigen, die sich zur christlichen Gemeinde halten wollen, zu erfüllen sind. Einigermassen ungewollt baut sie ihre Mauern auf: Es sind Versuche, die Säkularisation rückgängig zu machen, wenigstens für einen Teilbereich. Das Unternehmen ist hoffnungslos.

Eine «latente Kirche»?

Gott hat uns in Christus freigemacht und damit die Grenzen gesprengt, so dass die verfasste Kirche nicht mehr der einzige Ort ist, wo nach Christus gefragt und an ihn geglaubt wird. Gibt es nicht als Folgeerscheinung der Säkularisation eine «Kirche ausserhalb der Kirche», eine verborgene, eine latente Kirche, in der Christus wie einst in Emmaus unerkannt gegenwärtig ist? Wo immer Menschen auf Gottes Reich warten, da ist Christus bei ihnen, da wartet er mit ihnen, auch wenn sie seinen Namen nicht nennen. Wo immer Menschen ihre Hoffnungen begraben haben, sei es unter billigem, überall angebotenem Glück, sei es unter billiger, immer schon besessener Gnade, da ist Christus mit begraben. Der Massstab der latenten Kirche ist die Hoffnung, die sie hegt. Sie ist vor allem Kirche der Erwartenden.

Worauf es ankommt: die Hoffnung

Nichts lässt uns das Wesen eines Menschen so deutlich erkennen wie die Hoffnungen, die er hegt und die ihn tragen. Wenn nirgendwo mehr von Christus die Rede wäre, so würden doch die Spuren, die Erwartung und Sehnsucht in die Züge eines menschlichen Gesichts eingeschrieben haben, auf elementare Weise nach der Gegenwart Christi in der Welt rufen. Hoffnung ist grösser — und verzweifelter geworden seit Christus, und diese Hoffenden und Enttäuschten zwingen uns, die Grenze zwischen «drinnen» und «draussen» abzubauen.

Die latente Kirche ist verborgen, weil sie aus ganz unauffälligen und nirgendwo integrierten Einzelnen besteht, die nicht aufweisbar aktiv sind, die sich nicht binden können und wollen, die selten oder niemals in die Kirche gehen, weil sie gar nicht wissen, wozu das gut sein soll, die aber dennoch mit dem neuen Leben zu tun haben, wenn auch in der Weise der Erwartung. Religiös Interessierte, zufällige Hörer einer christlichen Sendung am Radio, Leser der Bücher, die Christen schreiben, die etwas vom Gelesenen haben, aber doch nie auf den Gedanken kommen, sich deswegen kirchlich zu engagieren, nachchristliche Humanisten zwischen Sehnsucht und Selbsterlösung.

Latente Kirche ist dort, wo Menschen mit Christus zu tun haben, nicht kirchlich und keineswegs immer bewusst, wo aber dennoch in ihrem Handeln Christus gegenwärtig ist in der Anonymität, die er als Zeichen seiner Anwesenheit verstand. Wo immer der Geringste unter seinen Brüdern gespeist und getränkt, besucht und in Gefangenschaft getröstet, angenommen und einem menschlichen Leben näher gebracht wird, da gilt das Wort Jesu, das uns seine Gegenwart verspricht, gerade dort, wo er offiziell nicht ist. Da sagt er noch immer: «Das habt ihr mir getan». Diese heimliche Gegenwart Christi ist ein Kennzeichen der säkularen Welt. Es gibt hier Erwartungen, Wellen von Hoffnungen, die die Gesichter der Verbrauchten überspülen und sie schön machen in der Hoffnung.

Unkirchliche Christen — keine vorübergehende Erscheinung

Freilich bleibt die Frage offen, warum alle diese ungenannten Handelnden und all diese anonym Hoffenden und Leidenden mit der verfassten Kirche nichts zu tun haben wollen. Haben die Leute wirklich etwas gegen den Glauben an Christus, oder haben sie nur etwas gegen die Institution, die diesen Glauben verkünden will? Besser gefragt: Liegt es in der weitertreibenden Erwartung begründet, dass diese Kirche «ausserhalb» bleibt, und wird sie mit Recht immer latent bleiben in der modernen Welt? Oder liegt es daran, dass die organisierte Kirche dieser Kirche der Erwartung keinen Raum gibt? Ich meine, dass beide Antworten recht haben. Die Kirche ausserhalb der Kirche ist keine vorübergehend abgeglittene Gruppe, die auf jeden Fall wieder zurückzuholen wäre. Mission in diesem Sinne ist keine Antwort auf die Frage, die mit der latenten Kirche gestellt ist. Denn das Evangelium selber bringt es mit sich, dass Menschen in der Welt erwartend und leidend, in Hoffnung und Preisgabe ihrer selber leben, ohne dass eine Rückbindung an die Kirche nötig wäre. *Der Mensch ist nicht für die Kirche da, sondern die Kirche ist für die Welt da, und sie hat keinen Anspruch auf Rückzahlung.*

Nichts ist unrentabler, als über Dinge nachzugrübeln, wie sie wären, wenn sie anders wären! Es ist Zeit und Energieverschwendung. Man hat vollauf genug damit zu tun, über die Dinge nachzudenken, wie sie sind.
Curt Götz

Andererseits hat ebenfalls die Antwort recht, die bemerkt, dass die unkirchlichen Christen ja nur unfreiwillig aus dem Hause der organisierten Kirche gegangen sind, weil man ihnen keinen Platz bot. Diese Antwort, die für die Gegenwart und die Zukunft der verfassten Kirche von der allergrössten Wichtigkeit ist, soll uns hier kümmern.

Die Kirche — ein Ort der Enttäuschung?

Die Kirche, so können wir sozialpsychologisch feststellen, ist für viele Menschen der Ort der Enttäuschung. Sie meint, sie müsse die Leute zu sich, zur Gemeinde mit ihrem Lebensstil und ihrer Frömmigkeitsstruktur bekehren. Man fragt heuet nicht, ob ein Mensch Christ, sondern ob er «kirchlich eingestellt» sei. Man bietet Antworten auf Fragen, die der nichtkirchliche Christ nie gestellt hat, Vereinswesen, das ihn nicht interessiert, Verdächtigungen der säkularen Welt und ihrer Humanität, Ortsgemeinden, die die Menschen nicht nach ihren Lebensinteressen ansprechen, weil diese Lebensinteressen ja in den meisten Siedlungen nicht mehr räumlich überschaubar sind.

Es gibt heute neben der Predigt, die direkt und wörtlich im Raum der manifesten Kirche geschieht, auch Verkündigung Christi im Raum der Welt, indirekte Verkündigung, die unwörtlich, unausgesprochen geschieht. Diese indirekte Verkündigung, praedicatio indirecta, bezeugt Christus auch dort, wo sein Name nicht fällt. Gott ereignet sich und er versagt sich in dem, was zwischen Menschen geschieht — darum kann das Evangelium auch in der Weise der Erwartung, der Tat und des Leidens als das unwörtliche Wort da sein.

Offizielle Kirche überflüssig?

Kirche ist auch ausserhalb der Kirche. Bei dieser Feststellung können wir uns allerdings nicht beruhigen, es ist vielmehr unsere Sache, über ein besseres Verhältnis zwischen manifester und latenter Kirche nachzudenken. Die Zukunft der Kirche hängt davon ab, ob und wie die Mauern der verkirchlichten Kirche abgebaut oder durchlässiger gemacht werden können. *Die Zukunft der Kirche hängt ab von ihrer Fähigkeit zu Selbstkritik und Veränderung.*

Zu fragen bleibt, ob der einzelne nicht-kirchliche Christ die verfasste Kirche braucht, oder ob er ohne sie auskommen kann. Blickt man auf die einzelnen Situationen, in denen christliches Leben gelebt wird, so ist ein Rückbezug sicher nicht nötig. Was aber dennoch dem latenten Christen fehlt, ist der bleibende und währende Trost, den das weitergesagte Evangelium vermittelt. Die Hoffnungen werden zuschanden, Erwartungen verdorren, die Liebe liebt umsonst und hat keine Erfolge zu buchen — das ist die Erfahrung derer, die ausserhalb der Kirche Kirche sind. Woher sollten sie die Kraft nehmen, Kirche zu bleiben, ihre Hoffnungen nicht wegzuwerfen und sich nicht einzurichten im billigen Glück und seinen Lösungen, wenn nicht aus der Predigt des Evangeliums?

Allerdings enthält diese Angewiesenheit auf die Predigt ebenso sehr eine Aufforderung an die offizielle Kirche, der stummen und bedrängten Schwester wirklich und ohne Vorbehalte zur Hilfe zu kommen, also eine Sprache zu finden, die mit ihrer gegenwärtigen Wirklichkeit zu tun hat, nicht nur mit vergangener.

Über den Daumen gepeilt

Zur Aufhebung des Frauenhauses der Strafanstalt Regensdorf

Der Kanton Zürich hat zusammen mit den Kantonen Glarus, Schaffhausen, Appenzell Ausserrhoden und Innerrrhoden, St. Gallen, Graubünden und Thurgau unter dem 27. Januar 1956 eine Vereinbarung über den Vollzug der Zuchthaus- und Gefängnisstrafen, der Massnahmen und Versorgungen abgeschlossen, in welcher interkantonal die vorhandenen Straf- und Versorgungsanstalten zum Vollzug aufgeteilt werden. Aufgrund dieses vom Bundesrat genehmigten Konkordates hat der Kanton Zürich zum Vollzug der gegenüber Frauen ausgefällten Zuchthaus- und Gefängnisstrafen das Frauenhaus der Strafanstalt Regensdorf zur Verfügung zu stellen, zum Vollzug der Arbeitserziehung die Anstalt «Ulmenhof» in Ottenbach. Ohne dass das Konkordat in Anwendung der Kündigungsbestimmungen in seinem klaren Wortlaut abgeändert worden wäre, ist bereits Ende 1970 sang- und klanglos der «Ulmenhof» in Ottenbach aufgehoben worden, in gleicher Weise per 31. Januar 1972 das Frauenhaus der Strafanstalt Regensdorf. Zur Verbüssung von kurzfristigen Gefängnisstrafen wurden die betroffenen Frauen in verschiedenen Bezirksgefängnissen des Kantons Zürich untergebracht. Drei mit schwerwiegenden Strafen belegte Frauen aus dem Kanton Zürich wurden unter Tränen in die Frauenstrafanstalt Hindelbank BE überführt; eine zur Verwahrung eingelieferte St. Gallerin hat sich der Versetzung durch Flucht entzogen.

Die Aufhebung der wichtigsten Frauenstraf- und -versorgungsanstalt der Nord- und Ostschweiz sowie vorhergehend der Arbeitserziehungsanstalt «Ulmenhof» ist im wesentlichen erfolgt auf dem Weg von Telefonanrufen der zürcherischen Justizdirektion an die kollegialen Departemente der andern am Konkordat beteiligten Kantone. «Ja, ja, wir haben nichts dagegen», soll deren Antwort gelautet haben. Damit war die Aufhebung des Frauenhauses in der Strafanstalt Regensdorf bereits im Herbst 1971 beschlossene Sache, bevor die Aufsichtskommission (die überdies nur eine konsultative Funktion ausübt) begrüsst oder der während Monaten beurlaubte Direktor der Strafanstalt Regensdorf um seine Ansicht befragt worden wäre. Unter totalem Ausschluss der Oeffentlichkeit ist ein interkantonales, vom Bundesrat genehmigtes Konkordat verletzt worden — dies ausgerechnet durch den zu einem initiativen Vorgehen prädestinierten Kanton Zürich für die ganze Region Ostschweiz. Wie war dieses rechtsstaatlichen Grundsätzen widersprechende Vorgehen in Sachen Frauenstrafvollzug überhaupt möglich?

Nachforschungen haben ergeben, dass der Regierungsrat des Kantons Zürich am 27. Januar 1956 wohl den Beitritt zu der vom Bundesrat genehmigten Vereinbarung der ostschweizerischen Kantone über den Vollzug der Strafen, Massnahmen und Versorgungen beschlossen hat, eine Publikation dieses für den Strafvollzug grundlegenden interkantonalen Konkordates in der Gesetzessammlung des Kantons Zürich ist jedoch nie erfolgt. Zur Begründung wird im regierungsrätlichen Beschluss ausgeführt, dass das ostschweizerische Konkordat über den Strafvollzug nicht gesetzgeberischer Natur sei und deshalb nach Art. 30 Abs. 2 der Kantonsverfassung nicht der Volksabstimmung unterbreitet werden müsse. Es ist richtig, dass die Regelung des Strafvollzugs in Verordnungen erfolgen kann, wie dies innerkantonal durch die zürcherische Verordnung über die Bezirksgefängnisse und die Verordnung über die kantonale Strafanstalt Regensdorf geschehen ist. Interkantonale Vereinbarungen auf der Verordnungsstufe entbinden jedoch den Kanton Zürich in keiner Weise von der Verpflichtung zur Publikation. Diese ist für den betroffenen Strafgefangenen von massgebender Bedeutung — ist doch wegen Verletzung von Konkordaten der staatsrechtliche Rekurs an das Bundesgericht möglich (BV Art. 113 Abs. 1 Ziff. 3 und OG Art. 84 Abs. 1 b). Hat der Kanton Zürich durch Unterlassung der Publikation die strafgefangenen und verwahrten Frauen seines Kantons um dieses wichtige Rechtsmittel eidgenössischen Rechts gebracht? Hat er dadurch eine Rechtsungleichheit verschuldet gegenüber den strafgefangenen und verwahrten Frauen, zum Beispiel des Kantons St. Gallen, welcher das ostschweizerische Konkordat in seiner Gesetzessammlung publiziert hat?

Leider lässt sich diese Frage nicht durch einen bundesgerichtlichen Entscheid beantworten. Der Direktor der Strafanstalt Hindelbank hat eine Besprechung des staatsrechtlichen Rekurses mit den nach Hindelbank versetzten Zürcherinnen nur aufgrund schriftlicher Vollmachten gestatten wollen — die zugestellten Vollmachtsexemplare aber kamen nicht unterzeichnet retour. Wie sind dieselben präsentiert worden? Waren die zu langdauernden Strafen und Massnahmen nach Hindelbank versetzten Zürcherinnen überhaupt in der Lage, einen freien Entscheid über Ausübung oder Nichtausübung höchstpersönlicher Rechte zu treffen? Bei der heutigen differenzierten Denkweise über die Verbüssung von Freiheitsstrafen ist es nicht gleichgültig, wo, in welcher Weise und in welcher Anstalt der Vollzug erfolgt. Das Frauenhaus der Strafanstalt Regensdorf — in seinen Einrichtungen total veraltet — war um seiner heimeligen Atmosphäre willen berühmt. Dessen Aufhebung hat nicht nur die Zerstörung dieses psychisch guten Klimas zur Folge. Die Versetzung nach dem von der Ostschweiz weit entfernten, nicht einmal an einer Schnellzugsstation gelegenen Hindelbank bedeutet eine wesentliche Erschwerung der wenigen persönlichen Kontakte, welche den gefangenen und versorgten Frauen möglich sind. Darüber hinaus ist die durch den revidierten Artikel 37 StGB gestattete semi-liberté, das heisst Beschäftigung ausserhalb der Strafanstalt, in befriedigender Weise nur möglich in der Nähe der Grossstadt Zürich, welche das Untertauchen in die grosse anonyme Masse der Erwerbstätigen gestattet und damit die Integrierung in die Gesellschaft erleichtert. Wie soll im Bauerndorf Hindelbank diese semi-liberté durchgeführt werden? Wohl steht als Uebergangsanstalt der «Steinhof» in Burgdorf den Frauen zur Verfügung, aber er ist seit langer Zeit nur mit einer einzigen Frau belegt. Sie wird kaum durch Burgdorfs Gassen gehen können, ohne weithin den Geruch zu verbreiten, «ich komme aus der Strafanstalt».

Die unbefriedigenden hygienischen Verhältnisse in Regensdorf hätten mit wenig Mitteln verbessert werden können. Die Tatsache, dass nur den strafgefangenen Männern ein Uebergangsheim in Ringwil zur Verfügung steht, ist gegenüber den Frauen diskriminierend. Wäre es nicht möglich gewesen, im Sinn einer provisorischen Lösung ein Stockwerk im Frauenhaus der Strafanstalt Regensdorf zu reservieren zur Durchführung der semi-liberté? Auf weite Sicht geplant hätte es dem Kanton Zürich angestanden, initiativ im Sinn des modernen Strafvollzugs vorzugehen durch Bereitstellung einer kleinen Anstalt in Stadtnähe für die gefangenen und verwahrten Frauen der ostschweizerischen Konkordatskantone. Von der Justizdirektion wurde die Eingabe der Zürcher Frauenzentrale vom 12. November 1971 sehr ungnädig aufgenommen, in der Vorschläge in dieser Hinsicht unterbreitet wurden. Mangels Information kam diese Eingabe verspätet — die entscheidenden Telefongespräche zwischen den Justizdirektionen hatten bereits stattgefunden. In der erst nachträglich konsultierten Aufsichtskommission soll sich der Psychiater gegen eine Versetzung der gefangenen und verwahrten Ostschweizerinnen nach Hindelbank ausgesprochen haben vor allem im Hinblick auf die total verschiedene Mentalität der nordwest- und innerschweizerischen Konkordatskantone. Aber seine subtile Argumentation vermochte nicht aufzukommen gegen die Ansicht der Kommissionsmehrheit, das stark unterbelegte Hindelbank habe «schöne Gebäude».

Die ohnehin angeschlagene Psyche gefangener und verwahrter Frauen und deren bestmögliche Heilung ist gegenüber dem Argument der «schönen Gebäude» weniger wichtig. Gar nicht zu reden von der Psyche von schwersterziehbaren Jugendlichen, die mangels anderer geeigneter Anstalten bis anhin in Strafanstalten versorgt werden und gerade in Hindelbank mit strafgefangenen erwachsenen Frauen Kontakt haben. Das Odium «Ehemaliger» ist bei den Männern verschieden, je nachdem, ob sie in Regensdorf, Saxerriet oder einer Erziehungsanstalt gesessen haben. Der Geruch strafgefangener und versorgter Frauen ist einheitlich — sein Name ist Hindelbank. Die schon bisher im Frauenstrafvollzug vermisste Möglichkeit zur Staffelung wird durch das Vorgehen der Zürcher Justizdirektion vollends ausgeschlossen. Aber Hoffnungen sind noch auf den Bundesrat zu setzen, welchem als Oberaufsichtsbehörde im Strafvollzug (StGB Art. 392) eine Beschwerde vorliegt.

Dr. Gertrud Heinzelmann

Wird die Landsgemeinde überleben?

Ausserrhoder Kantonsrat für Frauenstimmrecht

(sda) Der Ausserrhoder Kantonsrat hat beschlossen, die Vorlage auf obligatorische Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts in den Gemeinden in zustimmendem Sinne der diesjährigen Landsgemeinde zuzuleiten. Der Beschluss wurde in zweiter Lesung mit 40 Ja gegen 14 Nein bei einer Enthaltung gefasst. Gleichzeitig hiess er mit 33 gegen 23 Stimmen das am 31. Januar dieses Jahres eingereichte Volksbegehren auf Einführung des integralen Frauenstimmrechts in den Gemeinden und im Kanton gut. Stimmt die Landsgemeinde der Initiative ebenfalls zu, so sind Regierung und Kantonsrat verpflichtet, bis zur Landsgemeinde 1973 eine entsprechende Verfassungsgrundlage auszuarbeiten. Auf einen Gegenvorschlag hat der Rat verzichtet, obwohl damit hätte Zeit gewonnen werden können, um die weittragende Frage zu prüfen, ob das Frauenstimmrecht im Kanton die Abschaffung der Landsgemeinde zur Folge haben müsse.

Auch die Obwaldner Regierung für die Frauenstimmrechtsinitiative

(sda) Der Obwaldner Regierungsrat beantragt dem Kantonsrat, das Ende 1971 eingereichte Initiativbegehren für die Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechtes auf kantonaler Ebene im Sinne der allgemeinen Anregung der Landsgemeinde 1972 zum Beschluss zu unterbreiten und zur Annahme zu empfehlen.

50 Jahre Insulin

Die Mitglieder des VDA *(Verband Schweizerischer Diplomierter Arztgehilfinnen)* trafen sich am Samstagabend, 11. März, im Bahnhofbuffet 1. Klasse in Zürich zur diesjährigen Generalversammlung.

Wie der Arzt muss auch seine Helferin stets mit den neusten Erkenntnissen und Praktiken auf dem Gebiet der Medizin vertraut sein. Zwecks Orientierung seiner Mitglieder veranstaltet deshalb der VDA Fortbildungstagungen, die jeweils einem bestimmten Thema gewidmet sind. Der Tag der Generalversammlung bot eine gute Gelegenheit, einen solchen Kurs einzubauen. Unter dem Motto: «50 Jahre Insulin» fand er von 13 bis 18.30 Uhr in den Lehrräumen des Schülerinnenhauses der Schwesternschule vom Roten Kreuz an der Forsterstrasse 48, Zürich, statt und umriss den Diabetes mellitus in allen seinen Formen und Behandlungsarten.

Da laut Statistik 30 bis 40 Prozent der schweizerischen Bevölkerung an Diabetes leiden — wobei noch ein bis zwei Prozent nicht erfasste Fälle hinzukommen! — stiess gerade dieses Thema auf grösstes Interesse bei den Arztgehilfinnen, werden sie doch täglich damit konfrontiert. Sie füllten den Saal bis zum letzten Platz, als die *Präsidentin* des VDA, Frau *U. Kracher-Lehner*, einige Begrüssungsworte an sie richtet, um gleich anschliessend das Wort an Dr. med. *Martin Bäbler*, Zürich, zu geben, der mit *«Diagnostik und Kontrolle des Diabetes mellitus»* den Vortragszyklus eröffnete. Die Frage: *«Ist die Insulinspritze überholt?»* beantwortete Dr. med. *Peter Hochstrasser*, Zürich, souverän und leicht fasslich.

Dr. med. *Paul Stein*, Zürich, setzte die Tagesparole *«50 Jahre Insulin»* über sein Referat. Anhand authentischer Aufzeichnungen, Schriften, Funden, Bildern usw. bewies er, dass der Diabetes so alt wie die Menschheit selber ist. Als gefürchtete — *immer vererbte* — Krankheit plagte er die Menschen zu allen Zeiten und verstand es, sich so gut zu verstecken und zu tarnen, dass die Aerzte ihm nicht beikommen konnten. Viele kannten zwar seinen Sitz in der Bauchspeicheldrüse, nicht aber das Geheimnis der inneren Sekretion. Im Jahre 1683 operierte ein Landarzt namens Brunner im schweizerischen Diessenhofen einem Hund die Pankreasdrüse heraus in der Meinung, mit dem Organ sei auch die Krankheit beseitigt. Doch der Hund starb, und 200 Jahre lang geschah nichts mehr. Da entdeckte 1883 der deutsche Pathologe Langerhans die nach ihm benannten «Inselzellen» und damit den Bildungsort des Pankreassekrets: Wird zu wenig davon produziert, entsteht der Diabetes.

Nach dem Tode Langerhans' führte der kanadische Physiologe F. G. Banting die Forschung auf dieser Basis weiter, und es gelang ihm, zusammen mit dem Medizinstudenten C. H. Best im Jahre 1923 erstmals, das künstlich hergestellte Sekret, dem er den Namen «Insulin» gab, erfolgreich an Menschen anzuwenden. Die einst so gefürchtete Krankheit hatte damit (besonders bei frühzeitiger Erfassung) ihren Schrecken verloren.

Die nach jedem Vortrag rege benützte Diskussion zeugte von gutem Fachwissen der Arztgehilfinnen. Die Pausen dazwischen waren ausgefüllt mit dem Besuch der angegliederten Ausstellung. Eine vielseitige Fachliteratur und Diätprodukte der Nahrungsmittelindustrie gaben einen guten Ueberblick, wie man dem Diabetes heute begegnen kann. Als Neuheit kreiert die Firma F. Hoffmann-La Roche & Co. in Basel eine Sprechplatte: «Der gut kontrollierte Diabetes», die Auskunft über alles gibt, was ein Diabetiker wissen muss.

Zum Schluss des Kurses sah man noch einen sehr interessanten Film der Firma Hoechst: «Geschichte der Diabetesforschung». Jeder Kanton hat heute eine Diabetesgesellschaftsstelle, bei der Interessenten alles Wünschenswerte erfahren können. Die Zentralstelle ist in Bern. Junge Mädchen, die sich für den Beruf der Arztgehilfin interessieren, wenden sich am besten an das Zentralsekretariat in Zollikon: *Sekretariat VDA, Frau R. Humm, Zumikerstrasse 26, 8702 Zollikon*, Telefon 01 65 46 20.

Hulda Dünner

Kritik aus der Welschschweiz

Frauen der Romandie kritisieren Nationaldienst für Mädchen

(epd) Die vier Vorschläge einer Kommission von vier schweizerischen Frauenverbänden zur Frage des Militärdienstes der Frauen, die im letzten November veröffentlicht worden sind, werden in der welschen Schweiz stark angefochten. Noch vor Jahresende hat der Schweizerische Evangelische Frauenbund kritisiert, dass die eingesetzte Kommission allein vom Standpunkt der nationalen Verteidigung ausgegangen sei, statt auch andere Möglichkeiten des «Dienstes» der Frau zu prüfen.

Es wird die Frage aufgeworfen, ob die politischen Rechte der Frau automatisch militärische Verpflichtungen nach sich zögen oder ob sie nicht unter Umständen ganz andere Aufgaben zur Folge hätten. Die Vermutung liege nahe, dass es einzelnen Kommissionsmitgliedern darum gehe, eine Lösung zu finden, welche die Rekrutierungsschwierigkeiten für den Frauenhilfsdienst und für die Dienste des Schweizerischen Roten Kreuzes behebe. Ein Obligatorium für Frauen erscheine paradox in einer Zeit, da auch in der Schweiz die Diskussion über ein Dienstverweigerungsstatut und über einen internationalen Zivildienst begonnen habe. Solche Alternativen zum Militärdienst bestünden ja bereits in verschiedenen westlichen Staaten.

Die welschen Frauen scheinen bereit zu sein, über die Möglichkeiten freiwilliger Dienstleistungen der Frauen zu diskutieren, aber sie verlangen, dass vorerst der Begriff des «Dienstes» der Frau im Dialog zwischen den Generationen gründlich geklärt wird.

Lyceumclub der Schweiz tagte in Zürich

An die 200 Damen aus dem Tessin, der welschen und der deutschen Schweiz versammelten sich im Stadthaus Zürich, um ihre Geschäfte des Jahres 1971 darzulegen und für die Zukunft neue Ziele anzupeilen. Unter der sicheren Leitung der Zentralpräsidentin Mme S. Jaccottet-Dubois (Lausanne) wickelten sich die Traktanden reibungslos und ohne Diskussionen in bester Stimmung ab, um so mehr als der Musiksaal mit dem Blick auf die Limmat und die alten Kirchen einen sehr angenehmen Tagungsort darstellte. Stadtpräsident Dr. S. Widmer verfolgte die Verhandlungen interessiert und ergriff auch selber das Wort, indem er die Frauen aufrief, ihre wichtigen Aufgaben in der Politik als Wählerinnen und zu Wählende ernst zu nehmen, daneben aber die Werte der Kultur und der Pflege menschlicher Beziehungen nicht zu vernachlässigen. Gerade in Zürich hat der Lyceumclub seit Jahrzehnten eine wichtige Funktion als Stätte der Begegnungen, wo auch junge Talente entdeckt und gefördert werden. So gehörte der literarische Wettbewerb in drei Sprachen zu den wichtigsten Ereignissen im Lyceumclub der Schweiz: Die Autorinnen Emmi Garai, Anna Felder und S. Eberhard könnten für ihre Novellen in Bern prämiert werden, wobei eine sehr grosse Zahl von Einsendungen ein beachtliches Niveau gezeigt hatte.

Zehn Gruppen aus Genf, Lausanne, Biel, Bern, Zürich, St. Gallen, Lugano, La Chaux-de-Fonds, Neuenburg und Basel legten darauf ihren Jahresrückblick ab, der einen guten Querschnitt durch die musikalischen, literarischen, sozialen und künstlerischen Bestrebungen der Lyceinnen bot. Die Gesamtzahl der Lyceinnen ist bei 1940, wobei allein 440 in Zürich als Mitglieder eingetragen sind. Der internationale Club tagte 1971 in Melbourne und wird 1974 in Athen zusammenkommen. Da 1972 das Jahr des Buches ist, werden sich die literarischen Sektionen besonders bemühen, die Kultur des Lesens zu pflegen. Auch ein musikalischer Wettbewerb wird ausgeschrieben und durchgeführt werden. Die Förderung von Musikerinnen geht damit Hand in Hand. An verschiedenen Orten machten die Lokalitäten Sorgen (Erhöhung der Mieten, Abbruch), doch stellen sich immer wieder Gönnerinnen ein, die helfen, den Treffpunkt, wo die Vorträge, Konzerte und festlichen Veranstaltungen stattfinden, zu erhalten, zu verschönern und zu erneuern. Auch heute hat der Lyceumclub nach über 60 Jahren seine gesellschaftliche und kulturelle Aufgabe, so dass es erfreulich ist, zu hören, wieviel junge Frauen sich dafür interessieren.

Das Rahmenprogramm sah einen Besuch der Schokoladenfabrik Sprüngli in Kilchberg vor sowie einen Rundgang durch das Museum Rietberg, wo die aussereuropäische Kunst zu Hause ist und internationales Ansehen geniesst. Die über 180 Teilnehmerinnen stellten fest, dass Zürich eine Reise lohne und dankten den Zürcherinnen sowie dem klugen Stadtpräsidenten für den festlichen Empfang im Stadthaus, wo ein guter freundeidgenössischer Geist herrscht und wo man bestrebt ist, die Bürgerinnen den Bürgern gleichzustellen.

VBG

«De Früelig well schiints cho!» (Aufnahme: Ernst Liniger)

rechts § fragen

Eltern und Kinder - ein Rechtsverhältnis

Wir sind uns gewohnt, die Beziehung zwischen Eltern und Kindern vom familiären, erzieherischen oder moralischen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Dass aber diese Beziehung auch einen juristischen Aspekt hat, ist uns oft kaum bewusst.

Im Normalfall beginnt die Gemeinschaft zwischen Eltern und Kindern mit der Geburt des Kindes und endet mit seiner Mündigkeit. Die Eltern haben dem Kinde gegenüber in dieser Zeitspanne ganz bestimmte Rechte und Pflichten, die unter dem Begriff «elterliche Gewalt» zusammengefasst sind.

Es ist zunächst interessant, festzustellen, dass die elterliche Gewalt Vater und Mutter in gleichem Masse zusteht. Das war nicht immer so. Früher war sie dem Vater vorbehalten und wurde deshalb nicht elterliche, sondern väterliche Gewalt genannt. In gewissen Ländern, so zum Beispiel dem Orient, ist das heute noch der Fall. Der Grundsatz der Gleichberechtigung von Vater und Mutter hat zur Folge, dass die Mutter ohne weiteres die elterliche Gewalt ausüben kann, wenn der Vater abwesend oder nicht in der Lage ist, sie auszuüben. Auch wenn der Vater stirbt, erhält das Kind nicht mehr wie früher einen Vormund, sondern steht dann unter der elterlichen Gewalt der Mutter. Im Falle einer Ehescheidung wird das Kind Vater oder Mutter zugewiesen und steht dann unter der elterlichen Gewalt eines Elternteils. Für die Zuweisung ist das Interesse des Kindes massgebend. Kleinkinder werden durch die Gerichte in der Regel der Mutter zugewiesen, sofern sie sich nicht als Mutter und Erzieherin ungeeignet erweist.

Das Prinzip der Gleichberechtigung von Vater und Mutter wird allerdings dann unterbrochen, wenn sie sich in bezug auf eine Erziehungsmassnahme nicht einigen können. Dann gibt nämlich die Ansicht des Vaters den Ausschlag. Das bedeutet aber nicht, dass er sich einfach zum vorneherein nicht um die Ansicht der Mutter kümmern darf. Er ist verpflichtet, sich mit ihrer Meinung auseinanderzusetzen und sie ist berechtigt, ihren Standpunkt zu vertreten. Dennoch bleibt ein Unbehagen, da gerade heute die Erziehung oft der Mutter überlassen wird und daher die stärkere Stellung des Vaters sicher in vielen Fällen nicht zu einem befriedigenden Resultat führen kann. Ob es in diesem Falle besser wäre, einen derartigen Entscheid einer Behörde zu überlassen — das ist die Lösung, die das französische Recht gewählt hat —, ist schwierig zu beurteilen.

Und worin besteht nun die elterliche Gewalt?

An erster Stelle steht die Erziehungspflicht, die gleichzeitig auch wieder ein Recht bedeutet. Diese Pflicht gilt auch gegenüber geistig und körperlich gebrechlichen Kindern. Auch sie sollen eine angemessene Ausbildung erhalten. Das ist heute für uns eine Selbstverständlichkeit, doch muss man bedenken, dass 1907, als das ZGB erlassen wurde, diese Forderung sehr fortschrittlich gewesen ist. Nicht immer hielten es die Eltern nämlich für notwendig, auch ein Kind zu fördern, das «anders war als die andern». Weiter haben die Eltern das Recht und die Pflicht, die Kinder beruflich ausbilden zu lassen. Sehr modern mutet auch an, dass das ZGB von den Eltern ausdrücklich verlangt, dass sie auf die Fähigkeiten und Neigungen der Kinder Rücksicht zu nehmen haben, wenn sie die berufliche Ausbildung der Kinder bestimmen. Auch heute noch ist es oft notwendig, auf diese Pflicht der Eltern hinzuweisen, besonders etwa, wenn es sich um die Ausbildung der Töchter handelt. Das Argument, eine Ausbildung lohne sich nicht, da die Tochter ja doch einmal heirate, ist dann *nicht* zu entschuldigen, wenn die Tochter willens und fähig ist, einen Beruf zu lernen. Sicher ist es möglich, dass gewissen Berufswünschen der Kinder Grenzen gesetzt sind, weil die Eltern für die Kosten der Ausbildung die Mittel nicht aufbringen können. Heute sind jedoch so viele Möglichkeiten vorhanden, Stipendien und Studienhilfen zu erhalten, dass diese Grenzen nicht mehr so einengend sind wie früher.

Auch die Kinder haben den Eltern gegenüber nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. So müssen sie sich ihren Anordnungen fügen (Gehorsamspflicht) und sollen ihnen, wie das ZGB sagt, mit Ehrerbietung begegnen. Man kann diesen Ausdruck als altmodisch belächeln und man muss sich sicher bewusst sein, dass ein ehrerbietiges Verhalten nicht erzwungen werden kann. Dass aber die gegenseitige Achtung der Persönlichkeit des andern eine wichtige Grundlage für das Zusammenleben, besonders für das Zusammenleben in einer Familie darstellt, ist weder altmodisch noch lächerlich.

Zur elterlichen Gewalt gehört auch das Recht der Eltern, die Kinder nach aussen zu vertreten. Kleine Kinder können überhaupt nicht selbständig handeln, sondern die Eltern müssen das an ihrer Stelle tun. Aeltere Kinder, die zwar urteilsfähig, aber noch nicht mündig sind, haben bereits eine gewisse Selbständigkeit. Sie können sich mit Zustimmung der Eltern verpflichten. Diese Zustimmung kann im voraus ausdrücklich oder stillschweigend erteilt werden, doch kann die Handlung der Kinder (zum Beispiel eine vertragliche Verpflichtung) auch noch nachträglich genehmigt werden. Es geschieht nicht selten, dass der Versuch unternommen wird, beinahe mündigen Söhnen oder Töchtern Sprachkurse, 20bändige Lexikas oder eine Aussteuer zu verkaufen. Ohne Zustimmung der Eltern sind derartige Verträge ohne jede Wirkung. Wichtig ist es daher, dass die Eltern in solchen Fällen von ihrem Recht, einem solchen Vertrag die Genehmigung zu versagen, auch Gebrauch machen. Sie sollen sich sofort, wenn sie davon erfahren, in einem eingeschriebenen Brief an den Verkäufer wenden und ihm mitteilen, dass sie mit dem Vertrag nicht einverstanden sind.

Das Verhältnis Eltern-Kinder enthält noch eine Reihe von finanziellen Problemen. Sie sollen in einer späteren «Rechtsecke» behandelt werden.

Verena Bräm, lic. iur.

Zum Gedenken an Dr. phil. h.c. Marta von Meyenburg

Am 10. März ist Marta von Meyenburg 89jährig gestorben. Mit ihr ist eine markante Persönlichkeit entschwunden, die masssgeblich an der Ausbildung für die soziale Arbeit gewirkt hat. Als die Schule für soziale Arbeit, Zürich, 1958 das 50jährige Bestehen feierte, erzählte Marta von Meyenburg etwas aus den Anfängen.

Sie wollte sich 1907 für den ersten Kurs zur Einführung in weibliche Hilfstätigkeit für soziale Aufgaben anmelden bei ihrer späteren Freundin Maria Fierz (1878 bis 1956), wurde aber abgewiesen, weil sie ein Jahr in der Pflegerinnenschule gearbeitet hatte und man fand, sie könne kaum mehr etwas dazulernen. Dafür wurde sie Gehilfin des ersten schweizerischen Amtsvormundes in Zürich und verfolgte schwer enttäuscht von ferne jenen Kurs. Da erschien eines Tages Maria Fierz auf ihrem Büro und bat sie, zweite Kursleiterin zu werden, da ihre bisherige Mitarbeiterin sich verlobt habe.

Aufgebaut waren die Kurse vorwiegend mit praktischer Sozialarbeit und Theorie am Mittwochnachmittag. Den Kurs 1909 besuchte Emmi Bloch, die ehemalige Redaktorin des SFB. Die Kurse, erst halbjährig, dann neun, später fünfzehn Monate dauernd, wurden 1920 in eine eigentliche Berufsschule umgewandelt und Marta von Meyenburg deren Leiterin bis 1934. Sie erlebte nahezu 700 Schülerinnen. Man hatte sich bei ihr vorzustellen, und dadurch kannte sie eigentlich auch später noch die meisten und blieb mit vielen verbunden. Weitsichtig und intuitiv war die Ausbildung von Anfang an angelegt und darum heute noch modern.

Marta von Meyenburg hatte eine recht gemässigte Verehrung für Schulzeugnisse, zumal sie ihre eigene Bildung auf den verschiedensten Wegen selbst zusammengetragen hatte. Ihr ging es vor allem um die innere Einstellung, um das Charakterliche. So gab es nie Aufnahmeprüfungen, Zeugnisnoten, Examina. Die Praktikumsleiter gaben Berichte über die Schülerinnen ab, man hatte sich mit einer Diplomarbeit auszuweisen und alle Erfahrungen in Theorie und Praxis wurden in einem Diplom umschrieben. Man vertraute auf die verantwortliche Mitarbeit der Schülerinnen.

In den schweren Jahren der Kriegs-, Nachkriegs- und Krisenzeit konnten sich viele begabte junge Mädchen

nicht ihren Fähigkeiten entsprechend ausbilden. Da hat die Soziale Frauenschule vielen nachträglich noch zu ihrem Lebensberuf verholfen. Die Ehemaligen mussten sich ihre Arbeitsplätze oft erst erkämpfen; viele wurden Pionierinnen auf neuen Arbeitsgebieten. Als 1945 Marta von Meyenburg den Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich erhielt, war es darum, weil sie einen wesentlichen Beitrag zur Erziehung des weiblichen Geschlechts in der Schweiz geleistet habe. Sie selber wies immer wieder auf ihre Ehemaligen hin, die dank ihrer guten Arbeit daran beteiligt seien.

Marta von Meyenburg hatte sich eigentlich pflegerisch betätigen wollen, aber ein Unfall in den Bergen nötigte sie, eine körperlich weniger anstrengende Aufgabe zu suchen. Doch blieb sie der Schweizerischen Pflegerinnenschule immer stark verbunden und leistete bis 1957 im Vorstand, in Kommissionen Wesentliches. Man schätzte ihren Weitblick, dank dem sie Neuerungen durchsetzen half. Die Folgen jenes Unfalls nötigten sie aber auch, schon 1934, kaum fünfzigjährig, die Leitung der Sozialen Frauenschule aufzugeben. Doch blieb sie auch hier noch viele Jahre im Vorstand tätig. Von 1944/45 nahm sie nochmals aktiv Anteil an der Schulung fürsorgerischer Hilfskräfte in der Nachkriegszeit, erfasste sie doch mit Begeisterung, was von internationaler Seite angeregt wurde. An diesen Kursen nahmen auch Männer teil. Das war der erste Versuch einer systematischen Ausbildung männlicher Fürsorger für die Schweiz. Sie griff mit dieser Aufgabe etwas auf, wozu sie schon bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges Erfahrungen gesammelt hatte, als 1914 viele Frauen ratlos waren, was zu tun sei. Damals beteiligte sie sich an einem Grüpplein initiativer Frauen, die in Frauenkreisen bekannte Persönlichkeiten aufriefen. Und es kamen viermal mehr Frauen als eingeladen waren. Da war der Anfang der Zürcher Frauenzentrale, der Marta von Meyenburg bis 1947 im Vorstand angehörte, anschliessend als Ehrenmitglied.

Sie hatte nicht erwartet, dass ihr ein hohes Alter gegeben oder auch auferlegt würde. Da waren ihr die Besuche ihrer Ehemaligen eine Freude. Als Maria Fierz noch lebte, wurden im Garten der beiden Häuser Feste gefeiert. Doch pflegte sie auch die Beziehungen in ihrer eigenen grossen Sippe. Und es ist besonders schön, dass eine ihrer Ehemaligen, die gleichzeitig ihre Nichte ist, ihr als Hausgenossin die Mühen der letzten Jahre tragen half. So schloss im schönen Heim in Oberrieden ein reiches Leben, das nicht so bald vergessen wird. *MKB*

Gratulation und Dank für Dr. Doris Rittmeyer-Iselin

Am 6. März beging Dr. Doris Rittmeyer-Iselin ihren 70. Geburtstag. Leider erreichte uns die Nachricht mit dreiwöchiger Verspätung. Trotzdem sollen ihr im Schweizer Frauenblatt Gratulation *und* Dank Ausgesprochen werden. Sie entsprechen einem echten Bedürfnis, das wir «Alten» um BSF und Schweizer Frauenblatt der langjährigen Präsidentin des BSF entgegenbringen möchten. In den Jahren 1959 bis Frühjahr 1965, da Dr. Doris Rittmeyer-Iselin Präsidentin unseres grossen Dachverbandes war, und nachher als Vorstandsmitglied bis 1970, war es unvermeidlich, dass sie sich nebst vielen anderen Pflichten und Aemtern auch für das Schweizer Frauenblatt interessierte und sich für dessen Gedeihen einsetzte. Seit der Auflösung der Genossenschaft unseres Blattes war sie als Vertreterin des BSF in der Konsultativkommission und stand daher mit der früheren Verlagsleitung und der ehemaligen Redaktorin in engster Verbindung. Diese Zusammenarbeit betsätigte uns Qualitäten, die ihre im Sekretariat des BSF tätigen Persönlichkeiten wie auch Mitarbeiterinnen in Kommissionen und Vorständen erfahren haben: Konzessionslose Haltung bei allem, was sie als «Recht» empfand, hundertprozentig loyal und aufrichtig, weitblickend und tatkräftig. Schade, dass die vollen bürgerlichen Rechte so spät verwirklicht wurden. Dr. Rittmeyer wäre eine grossartige Politikerin geworden. Sie hat immerhin die Genugtuung, selbst unerschrocken zu der neuesten Entwicklung massgeblich beigetragen zu haben.

Für jene Leserinnen, die das grosse Betätigungsfeld der Jubilarin nicht kennen, sollen nachstehend noch einige wenige biografische Daten festgehalten werden: Dr. phil. Doris J. Rittmeyer, gebürtige Baslerin, durch Heirat St. Gallerin, ist Musikwissenschafterin. Sie gab seinerzeit ihre Tätigkeit als Dozentin an der Handelshochschule St. Gallen (damals noch) auf, um sich ihrer Aufgabe als Präsidentin des BSF zu widmen. Lange Jahre war sie Präsidentin der Frauenzentrale St. Gallen, wurde Präsidentin des Pavillons «Die Frau im Dienste des Volkes» der SAFFA 1958. In der BSF-Präsidialzeit fällt die Gründung des Centre Européen du Conseil International des Femmes (CECIF) 1961. 1965 übernimmt sie dessen Präsidium bis 1971 — ein Beweis, dass die Jubilarin sich auch für internationale Beziehungen, ganz besonders für europäische Fragen, interessierte und einsetzte. Mehrmals hat Doris Rittmeyer-Iselin den CECIF in Strassburg bei den Sitzungen des Europarates vertreten.

Ich weiss mich mit einem weitgespannten Kreis von Frauen einig, wenn ich Ihnen, liebe Frau Dr. Rittmeyer, hier in den Spalten des «Schweizer Frauenblattes» aufrichtigen Dank sage für all das, was Sie für uns getan haben, und Ihnen gleichzeitig für die kommenden Jahre warme Wünsche für Gesundheit und Wohlergehen ausspreche. *C. Wyderko*

Freikauf für fünf Franken

Maisammlung des Schweizerischen Roten Kreuzes

E. H. Das Sprichwort sagt, dass man in einem damastgepolsterten Fauteuil zwar nicht glücklicher ist, aber komfortabler weint als auf einem harten Holztabouret. Es lässt durchblicken, dass Tränen auch nicht vor einem dicken Portefeuille halt machen, dass aber jeder Kummer durch freundliche Begleitumstände etwas gemildert wird. Ganz abgesehen davon, dass jener Kummer, der einen wirtschaftlichen Hintergrund hat, dem Wohlsituierten ohnedies fremd bleibt. In den Jahren langanhaltender Konjunktur ist Unglück sozusagen nicht mehr salonfähig, Menschen, denen es schlecht geht — vor allem Kranke und Gebrechliche —, scheuen sich heute mehr als früher, überhaupt auf der Bildfläche zu erscheinen. Und weil man die meisten Fälle, in denen Hilfe nottut, nicht mit eigenen Augen wahrnimmt, hat sie mancher von uns überhaupt aus dem Bewusstsein verbannt. Nach dem Rezept, dass nicht sein kann, was nicht sein darf. In der Uebersättigung, die der Wohlstand mit sich bringt, wird man abgestumpft gegenüber allem, was den Genuss des Wohlstandes stören könnte. Wer im behaglichen Heim von ausländischen Naturkatastrophen und von Kriegsopfern am anderen Ende der Welt liest, registriert das wie ein abstraktes Schauspiel. Es wird zwar stimmen, weil darüber in Wort und Bild berichtet werden kann. Aber konkret fassbar ist es deswegen noch nicht. Es bleibt Wort und Bild.

Selbst der Schwesternmangel in unseren eigenen Spitälern oder ein zahlenmässig untermauerter Bericht über die Schwierigkeiten, hierzulande genügend Blutkonserven zu beschaffen, ist dem, der sich dank guter Gesundheit weitab von einem Spitalaufenthalt wähnt, graue Theorie. Darum ist auch für viele Menschen das *Schweizerische Rote Kreuz* eine abstrakte Vorstellung, von der sie glauben, es gehe sie nichts an. Die Gleichgültigkeit der Gesunden, der Wohlsituierten und in den geordneten Verhältnissen unseres Landes von Kriegswirren unbehelligt Lebenden spiegelt sich auf den Franken genau in den Sammlungen des Schweizerischen Roten Kreuzes. Heute, da ein Franken kaufkraftmässig schon lange nicht mehr ein Franken ist, beschränken sich noch allzu viele wohlsituierte Menschen auf den symbolischen Fünfliber, wenn an ihrer Türe für eine Haussammlung einkassiert wird. Mag sein, dass sie sich vorstellen, wenn alle Leute ebensoviel gäben, dann komme zu guter Letzt eine hübsche Summe zusammen. Sie geben, weil sie sich mit ihrem Fünfliber so schnell wie möglich einer ihnen lästigen Obliegenheit entledigen und schnell wieder die Haustüre hinter sich schliessen können. Sie spenden im Rahmen der altgewohnten Routine, um möglichst rasch einen Punkt zu machen hinter die Begegnung mit dem Sammler, den sie als Abgesandten von weniger glücklichen Menschen empfinden, als sie selbst es sind. Und in seinem Glück will doch niemand aufgescheucht werden. Im Wohlstand vergisst man gern, dass auch bei uns nicht alle Haushaltungen in der Lage sind, überhaupt etwas an eine Sammlung des Roten Kreuzes beizutragen. Der Fünfliber ist in vielen Haushaltungen noch ein echtes Opfer, ein Verzicht auf eine Annehmlichkeit. Doch wer trägen Herzens ist, drückt sich um die Rechnung herum, dass der Fünfliber des Begüterten eigentlich verdoppelt, vervierfacht oder gar verzehnfacht werden müsste. Er wäre auch dann noch kein echtes Opfer, sondern die Gabe, die der Anstand des Herzens diktiert.

BROT FÜR BRÜDER

Sammlungsauftakt «Brot für Brüder»

(epd) Mit Gottesdiensten unter dem Motto «Frei zur Solidarität» ist am 12. März in vielen evangelischen Kirchgemeinden der Schweiz die diesjährige Sammlung «Brot für Brüder» eröffnet worden. Als permanente und zentrale Stelle für die kirchliche Entwicklungshilfe sammelt «Brot für Brüder» im Auftrag der evangelischen Kirchen der Schweiz Mittel für die Tätigkeit der Mitgliedgesellschaften des Schweizerischen Evangelischen Missionsrates (SEMR) und des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen der Schweiz (HEKS) in der Dritten Welt.

Mit der Zielsumme von acht Millionen Franken sollen 94 Projekte in Uebersee mitfinanziert werden. Davon betreffen 28 den medizinischen Sektor und 25 eigentliche Sozialarbeit. Weitere 15 Projekte stammen aus der Schularbeit, während zehn der landwirtschaftlichen Hilfe und sieben der technischen Ausbildung dienen. Mit speziellen kirchlichen Aufgaben sind neun Projekte verbunden.

Im Zeichen ökumenischer Zusammenarbeit hat auch das Fastenopfer der Schweizer Katholiken seine gegenwärtige Sammlung unter das Stichwort «Frei zur Solidarität» gestellt.

Das Leben ist ein Kampf, der gut gekämpft wird, wenn das Bewusstsein, dass der andere mein Bruder ist, immer um einen Grad stärker ist als das, worum ich kämpfte. Hans Albrecht Moser

SFB Nr. 7 30. März 1972

Treff punkt für Konsumenten

Verantwortliche Redaktion:
Hilde Custer-Oczeret
Vorstandsmitglied
des Konsumentinnenforums

Brauerstrasse 62
9016 St. Gallen
Telefon 071 24 48 89

Umweltschutz als Zukunftsschock?

Jahrelang hat man uns Konsumenten über alle möglichen und unmöglichen Werbemedien dazu zu bringen versucht, immer mehr zu konsumieren, immer rascher an sich noch durchaus Brauchbares wegzuwerfen. Keine Kosten und Mühen haben die Anbieter gescheut, um uns die Annehmlichkeiten des Wohlstandes in rosigsten Farben zu malen. Aber jetzt kommt der Katzenjammer. Der Wohlstand beginnt seine sehr gefährlichen Kehrseiten aufzuzeigen. Verschmutztes Wasser, verpestete Luft, Kehrichtberge, die zum Himmel stinken und deren man trotz zahlreicher kostspieliger Verwertungsanlagen noch auf längere Sicht kaum Herr zu werden vermag. Die man rief, die Geister, wird man nun nicht los.

Aber wenigstens scheint es jetzt doch in verschiedenen Köpfen zu dämmern, dass man der Entwicklung so ihren Lauf nicht mehr lassen kann. In einem Textinserat liess sich ein Werbefachmann folgendermassen vernehmen:

«Wir Werber, die wir die Weisheit mit Löffeln gegessen zu haben glauben und uns gelegentlich so verdammt wichtig und unersetzlich vorkommen — uns wird es an den Kragen gehen, wenn wir nicht jetzt umdenken. Die gesamte Wirtschaft (im Volksmund «die Industrie» genannt) wird unter den Hammer kommen: Ihr wird man die ganze Umweltmisere in die Schuhe schieben.»

Nur, eine Schwalbe macht noch nicht einmal im klimatisch so ungewöhnlichen Jahr 1972 schon den Sommer. Im Zweiten Deutschen Fernsehen wurde die Werbung kürzlich recht heftig angegriffen, weil sie auch noch versucht, mit dem Umweltschutz Geschäfte zu machen. Man gaukelt den Verbrauchern vor, bestimmte Produkte seien besonders umweltfreundlich, die es bei näherer Betrachtung gar nicht sind.

Bei uns setzten sich je eine Equipe aus der Bundesrepublik Deutschland, aus Oesterreich und der Schweiz zusammen, um am Fernsehen die eine gemeinsame Sorge zu besprechen: *Müll.*

Man sah Kehrichthalden, geordnete und ungeordnete Deponien, Shredder-Anlagen, in denen ganze Autos zu kleinen handlichen Paketen verarbeitet werden. Man erfuhr, dass Kehricht nicht beseitigt, sondern nur umgewandelt werden könne, in feste oder gasförmige Materie. Auch wenn der gesamte Kehricht auf zehn Prozent seines ursprünglichen Volumens reduziert werden kann, bleibt eben doch Materie zurück.

War es ein psychologischer Versprecher, als der Präsident der «Aktion saubere Schweiz» und gleichzeitig Industrievertreter, statt vom Umweltschutz einmal vom Umsatzschutz sprach? Er verbesserte sich natürlich sofort, aber das Wort war geboren.

In Zürich mussten 26 kleine Abfallbehälter, die den «Güsel» der Strasse aufnahmen, nach einem Versuch von zweieinhalb Jahren wieder abmontiert werden. Es war der Versuch eines Privaten gewesen, der seine Kosten dadurch deckte, dass er die Aussenseiten der Behälter für Werbezwecke zur Verfügung stellte. Aber die Werbungtreibenden bekamen offenbar Skrupel und fanden, die Verbindung zwischen Abfall, Schmutz und Reklame sei nicht sympathisch. Sympathisch vielleicht nicht, aber auch nicht unmöglich!

Konsequenzen

Einzelne Werbefachleute und einzelne Unternehmungen haben die Zeichen der Zeit erfasst. Aber nicht Herr und Frau Jedermann. Als die Migros aufhörte, Papiertragtaschen gratis abzugeben, gab es etliche Konsumenten, die sich bitter darüber beklagten und die Neuerung mit zum Teil lächerlichen Argumenten anfochten. Man hätte manchmal meinen können, den Einsendern sei mit dieser Massnahme eine Welt zusammengestürzt. Es wird uns eine Welt zusammenstürzen müssen, bis wir realisieren, was jetzt auf dem Spiel steht. Wir werden einen hohen Preis dafür bezahlen müssen. Die Sanierungsmassnahmen, die ergriffen werden müssen, kosten Millionen und Milliarden. Ueberlegen sich Herr und Frau Jedermann, bevor sie ins Auto steigen, ob diese Fahrt wirklich notwendig sei? Versuchen wir, Wasser zu sparen? Wählen wir bei einer Neuinstallierung jenes Heizsystem, das die Umwelt am wenigsten belastet? Denken wir bei jedem Schalterdruck für unsere Lichtquellen daran, dass elektrische Energie über kurz oder lang Mangelware werden wird? Kürzlich wurde im Kanton St. Gallen eine Petition lanciert, mit welcher die Freihaltung einer Bergkuppe über dem Bodensee verlangt werden sollte. Ein monströses Projekt von Ferienhäusern bedrohte die Kuppel. Die Petition war mit dem Aufruf zu einer Geldsammlung verbunden. Die Initianten beabsichtigten, selber einen Beitrag zur Erhaltung dieser Landschaft beizusteuern. Der Boden hatte schliesslich einen Besitzer, der entschädigt werden musste. 12 000 Unterschriften konnten in kurzer Zeit gesammelt werden — der Ertrag der Geldsammlung aber machte ganze 105 Franken aus ... Mit Worten und Unterschriften sind die Probleme der Umwelterhaltung nicht zu lösen.

Hilde Custer-Oczeret

Warten auf die auch in der Schweiz geplanten Shredder-Anlagen.

Der Kostenanteil der Nahrungsmittel am Gesamtverbrauch der Haushaltungen

... in der Schweiz

si. Das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (BIGA) veröffentlicht in der «Volkswirtschaft» (Heft 12, 1971) die Haushaltungsrechnungen der Arbeiter- und Angestelltenfamilien des Jahres 1970. Insgesamt konnten die Ein- und Ausgaben von 418 Familien ausgewertet werden. Die durchschnittliche Familiengrösse beträgt 4,3 Personen. Am häufigsten sind die Haushaltungen mit zwei Kindern. Das Durchschnittsalter des Familienvorstandes liegt bei 40 und jenes der Kinder bei 9,5 Jahren. Ob Angestellte oder Arbeiter, der überwiegende Teil der vom BIGA erfassten Familien wohnt in Mietwohnungen, wobei Drei- und Dreieinhalbzimmerwohnungen überwiegen. In zwei Dritteln der Arbeiter- und drei Vierteln der Angestelltenwohnungen wird elektrisch gekocht. Vier Fünftel der Arbeiterwohnungen und fast alle Angestelltenwohnungen haben eine Zentralheizung und Warmwasser.

Auf der Einkommensseite zeigt sich, dass der Haushaltungsvorstand in der Regel 90 Prozent des Familieneinkommens beisteuert. Der restliche Anteil stammt aus der Erwerbstätigkeit der Ehefrau und erreicht bei den unteren Einkommensklassen bis zu 20 Prozent. 16 der 418 Familien müssen mit einem Jahreseinkommen unter 19 000 Franken auskommen, 81 Familien verfügen über ein Einkommen zwischen 19 000 und 23 000 Franken, 139 über ein solches von 23 000 bis 27 000 Franken, 85 verdienen jährlich 27 000 bis 31 000 Franken und 97 Familien mehr als 31 000 Franken. Zwischen der Höhe des Einkommens und der Kinderzahl scheint eine bestimmte Relation zu bestehen: Die Zahl der Kinder steigt mit dem Einkommen.

Wofür wird das Geld ausgegeben?

Im Vordergrund stehen nach wie vor die Ausgaben für Nahrungsmittel. Bei den Arbeiterfamilien binden die Ausgaben für Nahrungsmittel im Durchschnitt 22 Prozent und bei den Angestellten noch 17,8 Prozent der Haushaltungsausgaben. Am tiefsten ist der Anteil der Nahrungsmittel bei den Familien mit mehr als 31 000 Franken Jahreseinkommen (nur noch 16,5 Prozent). Bei der Aufteilung in die wichtigeren Warengruppen stellt sich heraus, dass die Aufwendungen für Milch und Milchprodukte sowohl bei den Angestellten- wie auch bei den Arbeiterfamilien etwas über einen Fünftel (20,3 beziehungsweise 20,6 Prozent) der Nahrungskosten ausmachen. Gut ein Viertel (24,8 beziehungsweise 27,3 Prozent) des Nahrungsbudgets entfiel bei beiden Sozialklassen auf Aufwendungen für Fleisch und Fleischwaren, wobei die Ausgabenquoten für Schweinefleisch und Wurstwaren auffallend sind. Der von Brot und Getreideprodukten gebundene Anteil am Nahrungsaufwand belief sich im Berichtsjahr bei den Angestellten- wie den Arbeiterfamilien auf rund einen Achtel. Er lag damit ungefähr gleich hoch wie im Vorjahr. Etwas geringere Beträge des Nahrungsbudgets als die erwähnten Hauptgruppen beanspruchten mit je knapp einem Zehntel die Ausgaben für Kartoffeln und Gemüse auf der einen, für Obst und Früchte auf der andern Seite. Der Eierkonsum ging im Vergleich zum Vorjahr von 581 Stück auf 388 Stück zurück. Erwähnenswert ist ferner, dass die Angestelltenfamilien 1970 bereits rund 8,2 Prozent des Nahrungsbudgets für fertige Mahlzeiten ausgaben; bei den Arbeiterfamilien waren es 5,6 Prozent.

An zweiter Stelle in den Ausgaben der vom BIGA untersuchten Haushaltungen stehen die sehr stark abweichenden Auslagen für die Miete mit etwa zwölf Prozent. Dann folgen die Aufwendungen für Versicherungen, für Bildung und Erholung sowie für die Bekleidung. Für das Auto werden in den Arbeiterfamilien 7,3 Prozent und in den Angestelltenfamilien 9,5 Prozent der Haushaltungsausgaben oder (wenn die Neuanschaffung miteinbezogen würde) nahezu 50 Prozent der Nahrungsmittelausgaben aufgewendet.

LID

Haushaltungsausgaben nach Hauptgruppen (in Prozenten des Totals, 1970)	*Arbeiterfamilien*	*Angestelltenfamilien*
Nahrungsmittel	22,0	17,8
Genussmittel	3,7	3,0
Bekleidung	8,0	7,9
Miete	13,4	13,8
Wohnungseinrichtung	5,0	5,2
Heizung und Beleuchtung	3,4	2,7
Reinigung von Kleidung und Wohnung	1,3	1,2
Gesundheitspflege	5,4	5,6
Bildung und Erholung	10,6	11,7
Verkehrsausgaben	6,5	8,0
Verschiedenes	3,3	3,5
Versicherungen	12,3	12,6
Steuern und Gebühren	5,1	7,0
Total	100	100

... und in der Bundesrepublik

Gemessen an den gesamten Ausgaben für den privaten Verbrauch machten die Aufwendungen für Nahrungsmittel in den Arbeitnehmerhaushalten (vier Personen) mit mittlerem Einkommen im Jahr 1970 etwa 30 Prozent aus. In Haushalten von Beamten und Angestellten mit höherem Einkommen waren es nur 22,2 Prozent. Darin inbegriffen ist der Konsum in Kantinen und Restaurants. Die entsprechenden absoluten Zahlen im DM lauten: Haushalte mit mittlerem Einkommen DM 327, Haushalte mit höherem Einkommen DM 414. Für einen Haushalt mit mittlerem Einkommen werden DM 1256 als der Betrag angenommen, der einer solchen Familie pro Monat zur Verfügung steht. Diese Angaben entnahmen wir einem Informationsdienst für die deutsche Wirtschaft «wirtschaft & sozialpolitik» Bonn. Ein genauer Vergleich mit unseren Verhältnissen lässt sich zwar aus diesem Zahlenmaterial nicht ziehen, weil die Ermittlung nicht nach dem gleichen System erfolgt wie bei uns. Als Anhaltspunkte sind die Zahlen jedoch ganz interessant.

Die Konsumenten begrüssen offenes Verbrauchsdatum, aber ...

Nach ersten zaghaften Versuchen im Jahre 1969 mit der Deklaration des Netto- und Abtropfgewichts auf Konserven — die sich übrigens seither bestens bewährt und eingeführt hat — soll nun auf dem Etiketten das *empfohlene Verbrauchsdatum* aufgedruckt werden. Die Konserven werden auch bei Ueberschreiten dieser Frist immer noch geniessbar sein. Allerdings sind bei zu langer Lagerung über das empfohlene Verbrauchsdatum hinaus *Qualitätsminderungen* wie Verfärbungen, Abweichungen im Geschmack oder Aenderung der Konsistenz möglich.

Der Schweizerische Konsumentenbund begrüsst es, dass sich die Konservenindustrie, trotz vielfältigen Widerständen und Bedenken, zu dieser notwendigen und vom Verbraucher seit Jahren geforderten Massnahme entschliessen konnte.

Der preisbewusste Verbraucher wird bei seinen Einkäufen von Konserven für die Vorratshaltung, zum Beispiel für die Ferienwohnung, für überraschende Besuche oder als Notvorrat von der offenen Datierung bestimmt profitieren. Sie ermöglicht ihm einen gezielten Einkauf und erleichtert die Kontrolle der Vorräte.

Unerwähnt bleiben in den Verlautbarungen der Konservenindustrie und der Grossverteiler die *Halbkonserven, Portionenpackungen* und *Tuben.* Gerade hier aber besteht die Gefahr, durch verdorbene Produkte zu Schäden zu kommen. Wir hoffen, dass die Konservenindustrie, nach dem erfreulichen Anfang bei den Vollkonserven, auch den Weg zur offenen Datierung der beschränkt haltbaren Konserven in nächster Zukunft finden wird.

Schweizerischer Konsumentenbund (SKB)

Leserbrief

Personalmangel im Gastgewerbe

Im «Schweizer Frauenblatt» vom 3. März 1972 las ich den Artikel der SSK «Personalmangel im Gastgewerbe — was tun?» Die Probleme des Gastgewerbes sind jedermann wohl bekannt und, wie Sie schreiben, werden sie sich noch vervielfachen. Aber ich zweifle sehr, ob Ihre Anregung Anklang findet. Die Schweiz ist in vielen Ländern gerade durch die Fremdenindustrie bekannt. In unserem Land erwarten die Gäste einen gepflegten Service, eine gute Bedienung, Komfort, kurz und gut, all das, was verschiedene Länder nie, oder nicht bieten. Sie erwähnen in Ihrem Bericht Skandinavien als Vorbild. Ich reiste letzten Sommer durch die nordischen Länder und erinnere mich ungern an den «Self service» in Schweden. Ja, ich freute mich darauf, wieder an einem Tisch sitzen zu können und bedient zu werden. Schlange stehen, ständig den Geschmack der Gerichte in der Nase haben, die Einheitsmenüs usw.; ich glaube kaum, dass das dem Schweizer und den ausländischen Gästen passen würde.

Nach den Schweizer Siegen in Sapporo werden viele Ausländer unser Land bereisen; sie wollen nebst der prächtigen Natur auch die feine Schweizer Küche geniessen. Sie erwarten bestimmt nicht self service, ausser in einem billigen Restaurant. Darum glaube ich, dass man nach einer andern Lösung suchen muss. Vielleicht wird sich schon in absehbarer Zeit ein Weg zeigen, wie der Personalmangel gelöst werden kann. Finnland, Schweden, Dänemark, England usw. registrieren eine grosse Arbeitslosigkeit. Sollten die Löhne und Preise immer noch höher steigen, wird es bei uns in Bälde auch so weit sein, dass die Industrie nicht mehr konkurrenzfähig ist und die Bestellungen vom Ausland nachlassen.

Vielleicht können dann die Dienstleistungsbetriebe davon profitieren. Nein, es ist müssig, ein solches Zukunftsbild zu zeigen. Ich hoffe darum, die schweizerische Studiengruppe für Konsumentenfragen werde eine andere Lösung finden, um den Personalmangel im Gastwirtschaftsgewerbe zu beheben.

Sie sind sich doch auch bewusst, dass die Schweiz als Touristenland nicht mit den skandinavischen Ländern verglichen werden kann. Auch heute mit dem Personalmangel bieten die Hotels und Gaststätten mehrheitlich gute Bedienung, Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, was andere Länder trotz Arbeitslosigkeit, also genügend Personal, nicht bieten.

Zum Schluss möchte ich darauf hinweisen, dass die Schweiz ihre Eigenständigkeit in der Fremdenindustrie so lange wie möglich behalten sollte, denn nicht alles ist Vorbild und Fortschritt, was die anderen Länder uns vormachen.

H. B.

Hinweis auf eine Radiosendung

Dienstag, den 4. April, 14 Uhr, wird der zweite Teil des Gesprächs über das Thema *«Konsumentenerziehung in der Schule — ja oder nein?»* ausgestrahlt.

Frauen PodienZentralen

SFB Nr. 7 30. März 1972
Nächste Ausgabe dieser Seite am 28. April 1972
Redaktionsschluss: 15. April 1972

Redaktion: Margrit Kaiser-Braun
mit neuer Redaktorin:
Margrit Baumann
Carmenstrasse 45
8032 Zürich
Telefon 01 34 45 78

Frauenzentrale Basel-Land

Alte und neue Aufgaben

An der Jahresversammlung der FZ BL gab die Präsidentin, Frau E. Erb (Allschwil), in ihrem Jahresbericht einen Rückblick über das Geschehen im abgelaufenen Vereinsjahr. Das Stimm- und Wahljahr 1971 und das den Frauen im Februar 1971 eingeräumte eidgenössische Stimm- und Wahlrecht haben auch die Frauenzentrale veranlasst, zur politischen Arbeit und Mitwirkung der Frau Stellung zu nehmen. So wurden bereits im Januar/Februar die ersten fünf staatsbürgerlichen Schulungstage im Landratssaal Liestal durchgeführt. Ganz besonderes Interesse fand das für die Frauen noch unbewältigte Thema «Stimmen und Wählen». Im November wurden die staatsbürgerlichen Kurse fortgesetzt, wobei über Testament, Ehe und Erbvertrag orientiert und die Frau als Bankkundin beleuchtet wurde. Das Haushaltlehrjahr konnte mit der Diplomierung von 63 Töchtern ebenfalls wieder erfolgreich abgeschlossen werden. Die unentgeltliche Budgetberatung und die juristische Auskunftstelle wurden leider nur in geringem Ausmass beansprucht. Man könnte daraus schliessen, dass in unserer Wohlstandsgesellschaft alles zum besten bestellt sei. Dass dem nicht so ist, zeigen aber immer wieder die Gesuche von Frauenvereinen und Fürsorgerinnen um Beihilfe für Kuraufenthalte von kranken und überarbeiteten Frauen. Solchen Gesuchen wird von der FZ nach besten Kräften entsprochen. Die Mittel dafür resultieren aus dem jährlichen Verkauf zum «Tag der Frauenwerke», der auch dieses Jahr in den Baselbieter Gemeinden wieder durchgeführt wird; nicht weniger als 35 000 Artikel — Waschlappen, Rahmtäfeli, Kugelschreiber, Seifen — sollten abgesetzt werden.

Neben den 89 angeschlossenen Vereinen verzeichnet die FZ eine stets wachsende Zahl von Einzelmitgliedern. Als jüngster Frauenverein wurde Häfelfingen und als politische Gruppe das FDP-Frauenforum Liestal und Umgebung aufgenommen.

Der Vorstand wurde darauf aufmerksam gemacht, dass im Kanton BL Theologinnen nur in solchen Gemeinden wählbar seien, in denen bereits ein Pfarrer amte. Verschiedene Recherchen und eine Anfrage an den kantonalen Evangelischen Kirchenrat haben dann zur Klärung geführt und gezeigt, dass gewisse Einschränkungen aufgehoben werden können.

Vor Jahresfrist hat der Präsident der «Stiftung für das Alter» die FZ um Förderung des Altersturnens gebeten. Diesem Wunsche wurde selbstverständlich entsprochen. Dass das Altersturnen unter kundiger Leitung mit wenigen Hilfsmitteln auskommt, also keine kostspielige Sache ist, wurde am praktischen Beispiel in Therwil gezeigt.

An der Jahressitzung bekam der jüngste Regierungsrat, Dr. C. Stöckli, Gelegenheit, sich und sein Departement — Justiz und Polizei — vorzustellen. Seine Feststellung, er habe nach aussen nicht so viel Gewicht wie beispielsweise der Bau- oder Finanzdirektor, täuschte nicht darüber hinweg, dass auch die Justizdirektion vielseitige und wichtige Arbeitsbereiche einschliesst, wie sie im Zusammenhang mit dem Arxhof und der Heimkampagne aufgezeigt wurden.

H. C.

Zürcher Frauenzentrale

Wahlen und neue Statuten

An der Mitte März durchgeführten Jahresversammlung konnte die Präsidentin der Zürcher Frauenzentrale Dr. Hulda Autenrieth-Gander nicht nur eine grosse Zahl Mitglieder begrüssen, sondern auch eine Erweiterung des Mitgliederkreises bekanntgeben. Sieben Organisationen — das Zürcher Kantonalkomitee Mütterspende, die Zürcher Landfrauenvereinigung und die Podien von Bonstetten, Horgen, Regensdorf, Richterswil und Schwerzenbach — hatten sich als Kollektivmitglied angemeldet und wurden von der Versammlung aufgenommen.

Vier Vorstandsmitglieder, die seit vielen Jahren ihr reiches Wissen und ihre Fachkenntnisse der ZF zur Verfügung gestellt und sich uneigennützig eingesetzt haben, sind zurückgetreten und mussten ersetzt werden. Mit der Revision der Statuten wird eine Anpassung an die heutigen Gegebenheiten angestrebt. Die wesentlichste Aenderung ist die zeitliche und altersmässige Beschränkung der Zugehörigkeit zum Vorstand. Nach den neuen, von der Jahresversammlung genehmigten Statuten kann in Zukunft ein Mitglied dem Vorstand höchstens zwölf aufeinanderfolgende Jahre angehören, und die Mitgliedschaft endet auf alle Fälle mit dem Erreichen des 65. Altersjahres. Damit soll bewirkt werden, dass auch die jüngeren Generationen im Vorstand vertreten sind und der erfreulicherweise vorhandene Nachwuchs zum Zuge kommt.

Die Schweiz und die gegenwärtige Weltlage

Im zweiten Teil der Jahresversammlung gab Professor *Peter Dürrenmatt*, Nationalrat (Riehen), einen Ueberblick über «Die Schweiz und die gegenwärtige Weltlage». Er umriss das nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges einsetzende Mächtespiel zwischen Ost und West, das erstmals in der Kuba-Krise und jetzt durch die China-Politik des amerikanischen Präsidenten Nixon tiefgreifende Wandlungen durchgemacht hat. Die Angst vor einem Atomkrieg hat bisher der Welt den Frieden erhalten; sie hat zwar Kriege nicht gänzlich verhindern können, aber bewirkt, dass regionale Konflikte sich nicht zu weltweiten Kriegen ausgeweitet haben.

Auf die Situation der Schweiz in diesem Mächtespiel übergehend, führte der Referent aus, dass wir Mühe haben, eine Entwicklung zu verstehen, vor der wir als vom Krieg verschont gebliebene Nation ausgeschlossen waren. Eine weitere Erschwerung bildet das Generationenproblem. Heute ist die überwiegende Mehrheit unserer Bevölkerung über 40 Jahre alt, während noch vor 60 Jahren der Anteil der über Vierzigjährigen nur ein Drittel betrug. Gegenwärtig sind jene Generationen im Amt, von denen die Jungen behaupten, sie trauerten der «heilen» Schweiz nach, und das ist falsch. Die unsere Geschicke bestimmenden Generationen sind in zwei Weltkriegen und in den dazwischenliegenden Krisenjahren aufgewachsen und haben nur die «unheile» Schweiz gekannt. Nach dem Zweiten Weltkrieg versuchten sie, die Lehren aus ihren Erfahrungen zu ziehen und falsche Entwicklungen zu verhindern. Während sie noch auf die Krise warteten, wurden sie von der Konjunktur überrollt.

In der Schweiz gibt man sich noch zu wenig Rechenschaft über die ungeheuren Veränderungen, die wir miterleben, und über unsere Integration in das Geschehen. Wir denken noch in den Dimensionen des Kleinstaates und übersehen, dass dieser Kleinstaat unter den Industrienationen an zwölfter und unter den Finanzmächten an dritter Stelle steht. Der Referent bedauert, dass diese Entwicklungen zu einer Spaltung in der Politik geführt haben, indem die Industriekapitäne überlastet sind und die Politik anderen überlassen, während früher in unserem Land die Wirtschaftsführer mit den politischen Führern identisch waren.

Wir werden heute mit den gleichen Problemen konfrontiert wie die Weltstaaten, nur die Grösse unserer Probleme ist anders, und die Kleinheit unseres Staates gibt uns Gelegenheit, mit unseren Problemen fertig zu werden. Eine weitere Erkenntnis, die sich für die Schweiz aufdrängt, ist die Wandlung des Begriffs der Neutralität. Unser Kontinent fängt an zu ahnen, dass in der bestehenden Konfliktsituation zwischen den drei Grossen — USA, Sowjetunion und Volksrepublik China — der Gedanke eines neutralen Europas im Sinne der Schweiz nicht ganz absurd ist. Wir müssen uns vermehrt bewusst werden, dass auch der Kleinstaat im Weltgeschehen konstruktive Aufgaben zu erfüllen hat, dass wir die aussenpolitische Lage genau zu verfolgen und immer wieder neu zu überdenken haben.

Margrit Baumann

Frauenzentrale St. Gallen

Nicht Konkurrenz der Parteien, sondern Ergänzung

Die diesjährige Hauptversammlung der FZ stand im Zeichen des endlich erlangten Frauenstimm- und -wahlrechts. Die Präsidentin, B. Hohermuth, dankte den Männern, die den Mut hatten, ja zu stimmen, würdigte vor allem jene Frauen, die sich dafür eingesetzt und exponiert hatten, als es noch keineswegs eine populäre Angelegenheit war. Zur allgemeinen Heiterkeit stimmte darauf die ganze Versammlung das Lied an, das die Seniorin und langjährige Präsidentin der freisinnigen Frauengruppe St. Gallen, Fräulein *Ida Weber*, verfasst hatte, sie die seit ihrem 17. Lebensjahr für die Frauenrechte gekämpft hat und wohl die erste Schweizerin sein dürfte, die in jungen Jahren eine 1.-August-Rede hielt. Dieses Lied berichtet vom Rad der Zeit, an dem die Frauen ewig drehen, bis die Haare

«uf üsem arme plogte Chopf
sich wandlet in en wisse Schopf».

Berta Hohermuth wies in ihren grundsätzlichen Ueberlegungen auf die Konsequenzen hin, die sich für die Frauenzentrale aus dem Frauenstimm- und -wahlrecht ergeben. Da in erster Linie die Parteien für die Meinungsbildung verantwortlich sind, ist zu wünschen, dass sich ihnen zahlreiche Frauen anschliessen und mit den Männern arbeiten. Doch müssen auch jene Frauen, die mit diesem Schritt noch zögern, stimmen und wählen und die Zusammenhänge erfassen. Sie in diesem Sinne zu fördern, steht im Zentrum der Tätigkeit der Frauenzentrale.

Auch gibt es noch viele Probleme gemeinnütziger und sozialer Natur, die unabhängig von den Parteien behandelt und geklärt werden müssen wie der Nationaldienst für Mädchen, die Berufsarbeit der Mütter, Ausbau der Mutterschaftsversicherung, Konsumentenschutz usw. Es wird wichtig sein, sich in nächster Zeit mit diesen Fragen zu befassen. Das bedeutet nicht Konkurrenz für die Parteien, sondern Ergänzung.

Die FZ will weiterhin die Frauen schulen, im Interesse des Volksganzen zu arbeiten. Abschliessend erklärt die Präsidentin: *«Es scheint, dass trotz politischer Rechte die Aufgabe der Frauenzentrale nicht grundsätzlich verändert ist.»* Ergänzend erklärt Frau Dr. D. Rittmeyer, dass auch in Ländern, die schon jahrzehntelang das Frauenstimmrecht kennen, die Frauenverbände keineswegs aufgelöst wurden.

MKB nach einem Bericht im «St. Galler Tagblatt»

Mütterschule des ZF in schweren Sorgen

Die ZF erkannte in den vierziger Jahren schon die Not junger berufstätiger Frauen, die der Geburt und der Pflege ihres ersten Kindes mit Unsicherheit, ja Angst, entgegensahen und sich auch erstaunlich unbeholfen benahmen. Den Töchtern fehlte in der Kleinfamilie der natürliche Anschauungsunterricht bei kleinern Geschwistern. Und das Streben nach einem Beruf beanspruchte alle Kräfte und drängte andere Interessen in den Hintergrund.

Aus dieser Erkenntnis heraus wurde 1942 die *Mütterschule* gegründet, die Gelegenheit bot, am lebendigen Säugling die Handgriffe zu üben. Das begeisterte damals und heute noch die Teilnehmerinnen (auch Väter) und gab der Schule an der Rotbuchstrasse einen raschen Aufschwung. Das ehemalige Jagdhaus, Eigentum der Stadt Zürich, kann nur zehn bis zwölf Säuglinge von 14 Tagen bis zehn Monaten beherbergen. Das gibt dem Säuglingsheim und der MS das familiäre Gepräge. Grösstenteils sind es heute Kinder aus Gastarbeiterfamilien, auch einige ausserehelliche Schweizer Kinder. Kurse von vier und zwei Wochen wie Kurzkurse am Abend für berufstätige Mütter bereiten auf die überaus wichtige Aufgabe vor.

Ehemalige Schülerinnen veranlassten die ZF für die Erziehungsfragen, die die heranwachsenden Kinder stellten, eine *Elternschule* ins Leben zu rufen. Diese vermittelt in Halbjahr- und kürzern Kursen Müttern und Vätern Hilfe. Sie bemüht sich auf die Anliegen der Kursteilnehmer einzugehen, was möglich ist, weil die Teilnehmerzahl bewusst klein gehalten wird und weil noch eine Erziehungsberatungsstelle eingerichtet worden ist, die Einzelberatungen für Eltern, Kinder und Jugendliche durchführt. 1971 besuchten 526 junge Frauen die MS und 615 Mütter und Väter die ES.

Dass dies nicht ohne städtische und kantonale Subventionen geht, ist begreiflich, auch dass diese erhöht werden sollten. Doch wurde diesem Erhöhungsgesuch vom Juni 1970 bis heute noch nicht entsprochen, weshalb nun *die eigenen Mittel total erschöpft* sind und von der ZF ein Kredit von 12 000 Franken aufgenommen werden musste, um wenigstens den laufenden Verpflichtungen gerecht zu werden. Schon seit vier Jahren steht die Mütter- und Elternschule in roten Zahlen und musste alle sorgfältig gehüteten Reserven und Fonds anzapfen, so jenen des Gartenfestes 1967. Zum Glück stossen Bettelaktionen bei Privaten und bei Firmen immer wieder auf grosses Verständnis. Vor zehn Jahren wurde der Verein MS/ES gegründet, Ehemalige und Gönner, der jährlich für die Schule etwa 2800 Franken einbringt.

Aber leider wurde die Subvention von Stadt und Kanton seit 1962 von total 54 000 Franken nie mehr erhöht, trotzdem die Ausgaben durch die Teuerung stets gestiegen sind. Die Löhne mussten den Ansätzen von Stadt und Kanton angepasst werden. Auch sind die Ausgaben für Haushalt und Miete gestiegen. Nach sorgfältiger Budgetierung rechnet man für die folgenden Jahre mit einem Defizit von rund 100 000 Franken.

MKB nach einem Bericht von Frau Bonomo

Nun heisst es Abschied nehmen

Mit dieser Ausgabe verabschiede ich mich als Redaktorin. Mit Wehmut und mit einem Seufzer der Erleichterung, war diese Seite doch manchmal ein Sorgenkind. Es wollte nicht so recht zunehmen an Kraft und Gewicht. Ich stand hin und wieder am Redaktionsschlusstag da wie eine Hausfrau, die nicht recht weiss, was sie ihren Lieben zum Mittagessen bieten kann. Eine solche Seite lebt jedoch von dem, was ihr von jenen zukommt, die oben als Aushängeschild stehen, und die Redaktion hat das zu verarbeiten. Ich kam mir manchmal vor wie in einem Entwicklungsland, dem es etwas an Nahrung gebricht. Eine zeitlang waren es die frisch gegründeten Frauenpodien, die mich retteten, aber durch den Wechsel in der Führung kam auch dieser Zustrom manchmal ins Stocken.

Und ich wollte nicht nach dem Spruch arbeiten: Gedanken sind nicht stets parat, man schreibt auch, wenn man keine hat.

Da oft an verschiedenen Orten das gleiche Problem behandelt wird oder wurde, oder wenn es ausgeprägt um Lokales geht, kann man dieses ja nicht bringen oder wieder bringen, aber man könnte, falls genügend Material eingeht, dieses vergleichend verarbeiten.

Diese vier ersten Jahre waren darum ein Tasten, erfreulich, dass dieses doch dazu geführt hat, diese Seite beizubehalten, wenn möglich auszubauen. Damit habe ich meine Aufgabe erfüllt und freue mich, sie einer richtigen Journalistin, Fräulein *Margrit Baumann*, übergeben zu können, die am 14. März als Nachfolgerin in den Vorstand der Zürcher Frauenzentrale gewählt wurde. Nun darf ich in Zukunft gemütlich diese Seite geniessen und mich daran freuen, wie jemand anderer es auf seine Weise macht. Meiner Nachfolgerin wünsche ich: Toi-toi. Es gibt nämlich manchmal auch nicht gerade freundliche Reaktionen, und zwar dort, wo man es gar nicht erwartet hätte.

Allen jenen, die mir treu ihre Sachen schickten, die ich vielleicht nicht einmal aufnehmen konnte — eben um Wiederholungen zu vermeiden —, danke ich ganz herzlich. Es gab recht erfreuliche persönliche Beziehungen und für jemanden, der gern Post bekommt, war dies schön.

Margrit Kaiser-Braun

SOS: Thurgau braucht Pflegebetten!

In Frauenfeld haben Vertreterinnen des lokalen Krankenpflegevereins und des Hauspflegevereins sowie von weiteren Frauenorganisationen eine Arbeitsgemeinschaft gebildet, welche sich mit der Schaffung eines Provisoriums in Form einer Pflegestation befasst, bis das in einer Motion geforderte Pflegeheim verwirklicht werden kann. Dem Beispiel der Zürcher Vorortsgemeinde Urdorf folgend, will die Arbeitsgemeinschaft auf privater Basis eine Station mit zehn bis zwölf Betten schaffen. Gegenwärtig werden Standortfrage, Personalbeschaffung, Einrichtung und die damit zusammenhängenden finanziellen Fragen abgeklärt. Als Zentralstellenleiterin hat sich Fräulein A. Walder zur Verfügung gestellt.

Gekürzt aus «Thurgauer Zeitung»

«Wie sehr ich das SFB schätze,

möchte ich Ihnen versichern, denn es füllt im Blätterwald tatsächlich eine Lücke aus» — so schreibt Frau Th. M. Hofmann aus Riggisberg. «Darum mein Wunsch, dass das SFB noch grössere Verbreitung finde und als Bahnbrecher wirke.»

Darf ich darum zum Schluss, wo ich nicht mehr pro domo schreibe, mich diesem Wunsch anschliessen und gerade jene Kreise um die Frauenzentralen aufmuntern, das «Schweizer Frauenblatt» zu abonnieren. Es hat den Uebergang mit dem neuen Verlag und der neuen Redaktion gut überstanden, aber es braucht noch einen grösseren Kreis, um sich auf diesem Niveau — oder vielleicht überhaupt — halten zu können, denn die Zahl der Abonnenten beeinflusst die Inserenten (oder hat jemand Beziehungen zu solchen Kreisen und könnte Inserate vermitteln?). Ich möchte es der neuen Redaktorin des SFB, Vreni Wettstein, wünschen, dass sie zu den redaktionellen Sorgen nicht noch jene um die Existenz des Blattes hat.

MKB

Berichtigung

Die Abeggstiftung ist ab 8. Mai wieder geöffnet. Sie liegt in Riggisberg auf dem Längenberg, nicht in dem am Brienzersee weitentfernten Ringgenberg — wie im Aufsatz über die Podien irrtümlich geschrieben —, und darum kann sie am gleichen Tag, in Verbindung mit einem Besuch im Bundeshaus, besichtigt werden per Postauto ab Bern.

Schweiz. Bund abstinenter Frauen

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenter Frauen
(World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

SFB Nr. 7 30. März 1972
Redaktionsschluss am
18. April 1972
Nächste Ausgabe dieser Seite:
28. April 1972

Redaktion: Else Schönthal-Stauffer
Lauenenweg 69
3600 Thun
Telefon 033 2 41 96

Eine moderne Frau

Wie kam es vor 70 Jahren zur Gründung des Schweizerischen Bundes abstinenter Frauen? Die Geschichte der Bewegung wird bei Gelegenheit des in fünf Jahren bevorstehenden Jubiläums in unser Blickfeld gerückt werden. Heute soll anhand einer Skizze aus der Feder der früheren Redaktorin, Frau G. Lauterburg (Zürich), das Andenken an die Person der Gründerin aufgefrischt werden.

Beim Lesen der Kurzfassung der Geschichte von Hedwig Bleuler-Waser bewegt einem die Feststellung, wie sehr die Anliegen dieselben geblieben sind und trotz allem Wandel der Zeit die Linien zum Ziele hin sich kaum verändert haben. Wenn «modern» aufgeschlossen und auf die Notwendigkeit der Zeit bezogen heisst, dann war unsere Gründerin im besten Sinne des Wortes eine moderne Frau, auch wenn ihr Geburtsjahr schon mehr als 100 Jahre zurückliegt.

Hedwig Bleuler, die Gründerin des Schweizerischen Bundes abstinenter Frauen, stammte aus einem alten Zürcher Geschlecht. Früh verlor sie ihren Vater, hatte aber in ihrer prächtigen Mutter eine Erzieherin, die für das heranwachsende Mädchen viel Verständnis zeigte. So war sie auch gar nicht dagegen, dass ihre Tochter das Medizinstudium ergriff. Bald aber zeigte sich, dass die Begabung des jungen Mädchens auf literarischem und pädagogischem Gebiete lag, und so fasste es den Entschluss, statt Medizin Literatur und Geschichte zu studieren. Nach vier Studienjahren, bereichert durch die Freundschaft mit Ricarda Huch, bestand die eifrige Studentin ihre Doktorprüfung *summa cum laude*. Bald erhielt die junge Doktorin einen Ruf als Nachfolgerin Ricarda Huchs an der Höhern Töchterschule Zürich. Während dieser Zeit trat an die begeisternde und geliebte Lehrerin eine neue Lebensaufgabe heran: Der Kampf gegen den Alkohol.

«Schon als Kind», so erzählt sie, «hatte mich der Anblick eines Betrunkenen nicht lachen wie die andern, sondern aus Ekel und Mitleid weinen gemacht. Ich wuchs noch zu einer Zeit auf, wo der Alkoholaberglaube so stark wütete, dass man sogar die Kinder mit Bordeaux tränkte. Zufällig kam ich einmal mit dem neugegründeten Alkoholgegnerbund in Berührung. Als Lehrerin glaubte ich nun, auch meinen Mädchen etwas von diesem falschen Freudenspender sagen zu müssen, der sich vielen von ihnen als Leidbringer enthüllen werde.»

Das beschwor schwere Konflikte mit den Eltern der Schülerinnen und mit der Schulleitung herauf. Aber die tapfere Lehrerin wich nicht von ihrer Ueberzeugung ab; sie versprach nur, in der Schule keine Vereinswerbung zu treiben. Sie hatte verschiedentlich Gelegenheit, für die gute Sache einzutreten, so in einer Akademikerversammlung und dann besonders am dritten Schweizerischen Abstinententag in Zürich, im Juli 1899, an dem sie eine Ansprache halten musste. «Wir Erzieherinnen des Volkes von morgen, wir Frauen — auf gegen den Alkohol!» Das war ihre Losung. Professor Forel fand, Hedwig Waser sei die Richtige, um die Frauen des Landes gegen den Alkoholismus zu organisieren. Es war ihr aber in jenem Zeitpunkt nicht möglich, diese Verantwortung zu übernehmen.

Dann folgte die Wende ihres Lebens: Die Verlobung und Heirat mit dem Psychiater Professor Dr. Eugen Bleuler, dem Nachfolger Forels an der Universität Zürich und der Irrenanstalt Burghölzli. Neben der Mithilfe bei der Arbeit ihres Gatten war Frau Bleuler auch immer noch literarisch tätig und beabsichtigte, sich als Privatdozentin an der Universität Zürich zu habilitieren. «Aber immer stand bei all dem eine still bohrende Pflicht im Hintergrunde, jene, die mir Forel schon 1899 ans Herz gelegt hatte: Die alkoholgegnerische Organisation der Schweizer Frauen. Mein lieber Mann gab mir zu verstehen, dass er eine solche Tätigkeit begrüsste, als eine ihm notwendig erscheinende Ergänzung seines Berufes, der ihm zu sehr nur auf die Alkoholgeschädigten eingestellt sei, zu wenig gegen die Schädigung selbst.»

So gründete sie denn 1902 den Schweizerischen Bund abstinenter Frauen. «Unser Bund sollte schon durch seinen Namen der Schweizer Frau zurufen: *Deine* Sache ist es, die behandelt wird. Wer an einem Uebel am meisten leidet, der eben muss sich dagegen auflehnen. Auch stellte ich eine Aufgabe in den Vordergrund, die von den andern Vereinen weniger gepflegt werden konnte, nämlich die, der *Frau* ihren Einfluss im Haus, in der Geselligkeit und vor allem in der Erziehung zum Bewusstsein zu bringen und sie gegen Alkoholgenuss und Trinksitte einzustellen.»

In dieser Zeit meldete sich ihr erstes Kindlein, und es war ganz klar, dass ihre Zeit und Kraft nicht für die drei Aufgaben als Mutter, Dozentin und Leiterin einer eben erst gegründeten Frauenorganisation reichte. Sie entschied sich für die soziale Forderung und zog die Anmeldung für die *venia legendi* an der Hochschule zurück. Dieser Verzicht fiel ihr sicher nicht leicht; denn ihre schriftstellerische und wissenschaftliche Begabung war nicht gering. Davon zeugen die zahlreichen literarischen Schöpfungen, wie beispielsweise die Arbeiten über die Dichterschwestern Betsy und Regula Keller.

Nun folgte eine Reihe von Jahren, die mit vielen Vortragsreisen und mit organisatorischer Arbeit reich befrachtet waren. Daneben durften doch auch die Kinder, die sich nach und nach eingestellt hatten, nicht zu kurz kommen. Aber es zeigte sich auch hier wieder, dass nicht diejenigen immer die besten Mütter sind, die sich nicht um das kümmern, was ausserhalb ihres Hauses vorgeht.

Neben der ausgesprochenen Abstinenzarbeit, den Vorträgen und der Herausgabe alkoholgegnerischer Schriften setzte sich Frau Bleuler noch für vermehrte Weiterbildungsmöglichkeiten der Frauen und Mütter ein und errichtete während des Weltkrieges, als wir noch nichts von Volkshochschulen wussten, Frauenbildungskurse, die grossen Anklang fanden. «Es gab nun Gesinnungsgenossen aus den Kreisen der Alkoholgegner, die denken mochten, dass ich damit von meinem eigentlichen Ziel abweiche.

Ich aber hatte bemerkt, und viele andere mit mir, dass die Zeit der reinen Antialkoholvorträge vorbei sei. Das Publikum glaubt nun, über diese Frage unterrichtet zu sein, so wenig es auch in Wirklichkeit der Fall ist, sogar unter den Gebildeten. Wenn man aber von Kindererziehung, von Jugendentwicklung, von den Beziehungen zwischen Mann und Frau spricht, so muss man heutzutage, ob man will oder nicht, auch die Alkoholfrage streifen. Und der Hinweis darauf wirkt in solchem Zusammenhange oft mehr, als wenn man den Gegenstand ganz für sich allein behandelt.»

Diese Ansichten deckten sich ganz mit der Auffassung von Frances Willard, wonach die Alkoholfrage in allen Lebensfragen enthalten sei, ohne dass Frau Bleuler in dieser Hinsicht von der grossen Amerikanerin beeinflusst gewesen wäre. Der Schweizerische Bund abstinenter Frauen schloss sich erst 1925 dem Weltbund an, und er entstand auch ganz unabhängig von diesem. Um so deutlicher zeigt sich dabei, dass Frauen, die in die Alkoholnot hineinsehen, unabhängig von Ort und Volk zu den gleichen An- und Einsichten kommen können, besonders dann, wenn es ihnen nicht nur um das Durchsetzen einer Theorie geht, sondern um die *Hilfe* für lebendige Menschen. «Wisst ihr nicht, dass Güte und Liebe wachsen im Ausgeben?» fragte Hedwig Bleuler-Waser einmal, «sie sind ja nicht Honig in einem Topf, den man aufbewahren kann, sondern ein Lebendiges, das stirbt, wenn es sich nicht regen kann.»

Dieses Ausgeben von Liebe, das war das Geheimnis ihres Lebenswerkes.

Willkomm

Schweizerische Delegiertenversammlung des Bundes abstinenter Frauen in Basel, 28./29. April 1972

In Basel und seiner Umgebung heissen wir Sie, liebe Delegierte und Gäste, am 28./29. April herzlich willkommen. Wir freuen uns, dass Sie zu uns kommen und dass wir Ihnen am Freitag Basels liebliche Umgebung zeigen dürfen.

Die Mustermesse, den Zoologischen Garten, unsere Museen, die Dreiländerecke beim Rheinhafen, und auch unser schönes Münster kennen die meisten von Ihnen. Weniger bekannt ist wohl, dass nicht weit von Basel, aber schon im Kanton Solothurn, Dornach liegt; weltberühmt durch sein Goetheanum, Hochschule der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft, gegründet von Rudolf Steiner. Es freut uns, Sie am Freitag durch das Goetheanum führen und Ihnen anschliessend eine Eurythmie-Darbietung zeigen zu können. Wir finden aber am Abend wieder den Weg zurück nach Basel und besuchen das grösste Dorf des Kantons Basel-Stadt, *Riehen*, von dem Kenner behaupten: «Wenn schon Basel — dann Riehen!» Wir hoffen, dass Riehen sich Ihnen im schönsten Frühjahrsgewande zeigen wird! Aber auch Basel soll nicht zu kurz kommen. Am Samstag treffen wir uns zur Arbeit: Die Delegiertenversammlung findet statt im «Schönen Haus», im Herzen der Altstadt, am Nadelberg, nahe der Peterskirche. Wir erinnern uns dann so nebenbei daran, dass vor 70 Jahren in Basel die Zürcherin Dr. Hedwig Bleuler-Waser zusammen mit anderen Frauen den Schweizerischen Bund abstinenter Frauen gegründet hat.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und hoffen gerne, dass Ihnen Basel und seine Umgebung gefallen wird und Sie sich bei uns wohlfühlen werden.

Noch einmal: Seien Sie uns alle herzlich willkommen!

Schweiz. Bund abstinenter Frauen
Ortsgruppe Basel und Umgebung
Die Präsidentin:

Anna Devecchi-Bertschmann

Liebe Delegierte,
liebe Bundesschwestern,

die Ortsgruppe Basel erinnert uns mit ihrer Einladung zur diesjährigen Delegiertenversammlung an die vor 70 Jahren in Basel erfolgte Gründung unseres Bundes. Der Zentralvorstand hat beschlossen, erst die 75 Jahre mit einer Jubiläumsveranstaltung zu feiern und diese dann nicht mit einer Delegiertenversammlung zu verbinden. Ich hoffe, auch ihr seid damit einverstanden.

Basel bietet uns für den ersten Tag der Delegiertenversammlung ein gediegenes, nicht alltägliches Programm. Nach diesem Auftakt, der uns auch Gelegenheit zu gegenseitiger Kontaktnahme geben wird, ist der Samstagmorgen den Vereinsgeschäften und der Nachmittag einem informativen Referat gewidmet.

Folgende *Traktandenliste* steht auf dem Programm:

1. Begrüssung durch die Zentralpräsidentin
2. Protokoll der Delegiertenversammlung von 1970 in Winterthur
3. Bericht der Zentralpräsidentin über die Jahre 1970/1971
4. a) Rechnung der Zweijahresperiode 1970/1971
   b) Bericht der Rechnungsrevisorinnen
5. Wahlen: a) Zentralvorstand
   b) Rechnungsrevisorinnen
6. Festsetzung des Jahresbeitrages
7. Anträge des Zentralvorstandes:
   a) Neudruck der Statuten, eventuell Teilrevision
   b) Frauenblatt
   c) Kalender
   Fonds für ausländische Gäste
8. Ort der nächsten Delegiertenversammlung
9. Verschiedenes

Nach einer Degustation von Gemüsesäften der Firma «Pronal» AG Bern und dem Mittagessen im Blaukreuzhaus, Basel, kommen wir um 14.30 Uhr am Tagungsort wieder zusammen zum Vortrag von Fräulein Verena Keller, Musiktherapeutin an der «Friedmatt», Basel:

Praktische Erfahrungen mit Musiktherapie

Anschliessend Diskussion und Beantwortung von Fragen. Dieses Referat wird voraussichtlich nach der Delegiertenversammlung hier abgedruckt und soll zur Diskussion in den Gruppen anregen.

Die näheren Angaben gehen den Ortsgruppen zuhanden der Delegierten direkt zu.

Mit herzlichem Willkomm meinerseits!

A. Högger-Hotz, Zürich

Erfreuliches und Unerfreuliches

«Zehn neue Ideen haben ist gut, eine ausführen ist besser. Wenn wir in der Abstinenzarbeit etwas erreichen wollen, müssen wir uns der Wellenlänge unseres Zielpublikums anpassen. Was nimmt es uns heute ab? Keinen Alkohol am Steuer! — Im allgemeinen weniger Alkohol! Beides sind Forderungen, denen sich auch Nichtabstinenten anschliessen können.»

Sinngemäss aus dem Jahresbericht des Schweizerischen Vereins abstinenter Eisenbahner (SVAE)

Die Obsternte des letzten Herbstes hielt sich mit rund 200 000 Tonnen Aepfeln und Birnen (153 000 und 48 000) rund zehn Prozent höher als der Durchschnitt, wobei dieser im Verhältnis zu einer Grossernte gerechnet wird. Von dieser Menge werden rund 120 000 Tonnen für die Herstellung von Obstgetränken verbraucht.

Bemerkenswert ist die Feststellung, dass 92 Prozent der Bestände des Handelslagers nach der Ernte sich auf nur vier Sorten beschränkten: Boskoop, Glockenapfel, Golden und Jonathan. Die Beschränkung auf so wenig Sorten ist vom Handel her begreiflich. Ob sie aber den Konsumentenwünschen auf die Dauer entspricht, ist zu bezweifeln. Diese müssten hier nachdrücklicher geäussert werden.

Zwiespältige Politik

«Unser Staat braucht Geld, deswegen wird der Alkoholverkauf freigegeben», so lautet eine Meldung aus dem indischen Bundesstaat Madras (jetzt Tamil Nadu). Prinzipiell vertritt die Regierung die generelle Prohibition: «Die Regierung ist gegen das Trinken. Sie bittet die Bevölkerung um Abstinenz.» Gleichzeitig aber möchte sie ihren Finanzen aufhelfen mit den Steuern, die aus dem Alkoholkonsum an die Staatskasse fliessen. Zwiespältiger geht's nimmer. Unsere Bundesschwestern in Madras bekommen zu tun!

In Oesterreich können die Alkoholgegner einen Teilerfolg verzeichnen: Der Antrag auf Abänderung des Rundfunkgesetzes mit dem Verbot von Werbung für Tabakwaren und Alkohol wurde im österreichischen Nationalrat eingebracht von sozialistischen Abgeordneten und unterstützt von Jugendorganisationen und der Arbeitsgemeinschaft der österreichischen Alkoholgegnerverbände. Er fand gute Aufnahme und ein positives Echo. Längst werden wir darum beneidet, dass in der Schweiz die Werbung für Alkohol und Tabak im Fernsehen untersagt ist. Wir hoffen mit den Befürwortern des österreichischen Vorstosses auf baldige Realisierung ihres Wunsches.

Im Weinland Frankreich steigt der Konsum der alkoholfreien Getränke auf erfreuliche und überraschende Weise an. Die Konsumzahlen der Fruchtsäfte kletterten Jahr für Jahr in die Höhe, seit 1960 um 23 Prozent. Auch die Mineralwasser erfreuen sich eines um acht Prozent gestiegenen Absatzes, während Bier trotz grosser Werbeanstrengungen seinen Umsatz nur um 2,7 Prozent zu erhöhen vermochte. In manchen Beschäftigungszweigen werden Sprudel oder Fruchtsäfte zum Teil gratis an die Arbeiter abgegeben.

Weisheit soll Klugheit zur Dienerin haben.

Karl Gutzkow

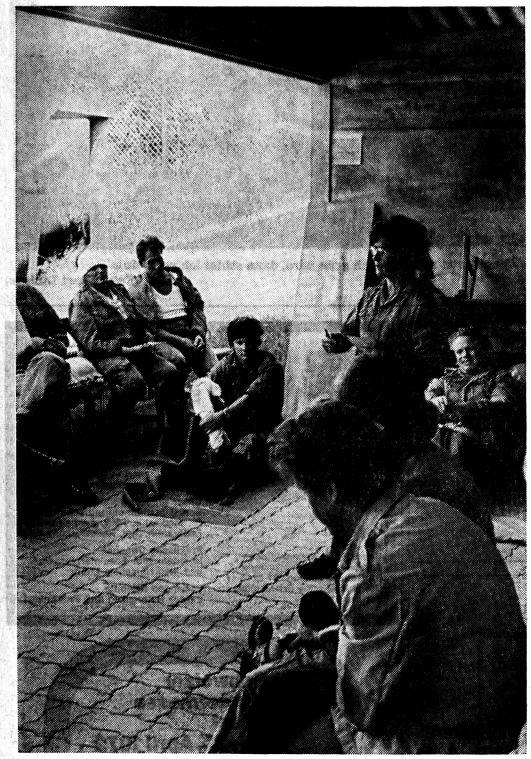
Mitleid oder Sympathie?

Gebrechliche Menschen hat es zu allen Zeiten gegeben. Die Einstellung zu ihnen hat sich im Laufe der Zeit weitgehend gewandelt, und heute sind wir — wenigstens theoretisch — bereit, sie in unsere «gesunde» Gemeinschaft aufzunehmen, sie mit uns arbeiten und leben zu lassen. Aber kennen wir sie wirklich, unsere Behinderten? Wir glauben zwar, sowohl etwas von den Begrenzungen, den Problemen als auch vom Mut, von den Leistungen invalider Menschen zu wissen; aber beides über- oder unterwerten wir und machen uns ein falsches Bild. Weil wir nicht den Menschen, sondern in erster Linie die Behinderung sehen, wagen wir uns nicht näher an ihn heran. Um unsere Sympathie dennoch zu beweisen, retten wir uns in das laue Gefühl des Mitleids. Dabei sind Mitleid und Sympathie zwei ganz verschiedene Dinge: Mitleid bezieht sich auf das Leiden, Sympathie auf das Schicksal. Mitleid bleibt an der Behinderung, also am Fehlenden, Negativen hängen. Sympathie sieht, ohne die Behinderung auszuklammern, einen Menschen mit allen seinen Vorzügen und Fehlern.

Mitleid und Sympathie erfahren besonders die behinderten Kinder. Hier zeigt sich daher der Unterschied am klarsten: Mitleid tut alles für das Kind, nimmt ihm alles ab — Sympathie lehrt es, die Dinge selber zu tun. Mitleid bringt dem Kind eine Tafel Schokolade und eilt davon — Sympathie kommt vielleicht ohne Schokolade, aber sie setzt sich hin und erzählt eine Geschichte. Mitleid begnügt sich mit dem Bestehenden — Sympathie will weiterhelfen. Im Zusammenleben mit unseren behinderten Nächsten bleibt daher noch vieles zu tun. Damit es getan werden kann, unterstützen wir die Osterspende Pro Infirmis, Postscheckkonto 80-23503.

Konzentrationsschwäche und Müdigkeit
in Schule, Studium und Beruf können mit Bio-Strath, dem modernen Schweizer Aufbaupräparat, erfolgreich bekämpft werden!
Machen auch Sie einen Versuch – Sie werden begeistert sein.
BIO-STRATH®
Aufbaupräparat auf Basis von plasmolysierter Hefe und Wildpflanzen.

Frau und Zivilschutz



Instruktorin in einem Sanitätsdienstkurs.

Nicole oder die Rolle der Frau im Zivilschutz

Nicole — das ist nicht der Name der Miss Schweiz für dieses Jahr, sondern der Titel der allerneusten Bildtonschau über Aufgaben und Belange des Zivilschutzes. Diese äusserst modern gestaltete Bildtonschau stellt die Mitarbeit der Frau innerhalb des Zivilschutzes in den Mittelpunkt. In sechzehn Minuten wird darin über die verschiedenen Möglichkeiten der Frau innerhalb der einzelnen Sparten berichtet. Es handelt sich dabei um ein neuezeitliches Werbemittel, das eingesetzt werden soll, um möglichst viele Frauen zur freiwilligen Mitarbeit beim Zivilschutz zu ermuntern und aufzufordern.

In dieser Frühjahrssession wurde vom Ständerat die Zivilschutzkonzeption angenommen. Diese sieht den Schutz der Bevölkerung in Kriegs- und Katastrophenfällen vor. Um aber für solche Zeiten gewappnet zu sein, bedarf es bereits schon jetzt unzähliger Vorbereitungen, und es wird mit der Mithilfe und Unterstützung eines jeden gerechnet. Hier darf und soll die Frau nicht abseits stehen. In freiwilliger Mitarbeit innerhalb des Zivilschutzes kann sie ihre Fähigkeiten voll entfalten und so das Ihrige für unser Land beitragen. Leider ist aber die Beteiligung der Frau im Zivilschutz zu gering, bedarf es doch deren über hunderttausend, wenn im Ernstfall der Schutz der Zivilbevölkerung sichergestellt werden soll.

Immer mehr bedarf der Zivilschutz der Unterstützung der Frau. Möglichkeiten und Betätigungen sind vielseitig und vielfältig. Wenn sich bis jetzt auch zahlreiche Frauen um den Zivilschutz bemühten, so standen und stehen sie doch immer in der Minderheit. An die Mehrheit all jener Frauen, die sich in Zukunft für den Zivilschutz einsetzen könnten und sollten, richtet sich die neue Bildtonschau. Sie wurde dazu geschaffen, damit sie möglichst viele Kreise erreichen kann, und es ist ihr bloss zu wünschen, dass sie bei der breitesten Oeffentlichkeit Anklang findet.

Erhältlich ist diese Bildtonschau für den Kanton Basel-Land beim *kantonalen Amt für Zivilschutz, Liestal,* und für die übrige Schweiz beim *Schweizerischen Bund für Zivilschutz,* Schwarztorstrasse 56, 3000 Bern. *tt*

Schweizerin in Uniform - Ja oder Nein?

Am 7. Februar des letzten Jahres war es so weit — mit grossem Mehr erteilte der Souverän der Schweizerin die politische Gleichberechtigung. Mit diesem so wichtigen Entscheid wandelte sich das politische Gesicht unseres Landes mit einem Schlag. Nicht allzu lange aber dauerte es, da wurden seitens verschiedener Kreise Stimmen laut, die forderten, dass die Frau auch innerhalb unserer totalen Landesverteidigung ihre Pflicht zu erfüllen habe. Pro und Kontra halten sich dabei die Waage. Wie aber auch immer ein zukünftiger Entscheid ausfallen mag — die Schweizerin sollte sich bereits jetzt mit den zahlreichen Fragen und Problemen der totalen Landesverteidigung auseinandersetzen.

Pflicht und Aufgabe jeder Bürgerin und jedes Bürgers bestehen darin, seine ganze Kraft für die Verteidigung des Landes einzusetzen. Dies jedoch nicht erst im Ernstfall, wenn es dann zu spät ist, sondern bereits in Friedenszeiten, um ganz und voll vorbereitet zu sein, sollte es einmal darum gehen, unser Land gegen einen äusseren oder inneren Feind zu verteidigen.

Verschiedene Seiten verlangen einen Dienst der Frau innerhalb unserer Armee. Wie auch immer die Einstellung zu diesem Postulat sein mag — man soll und muss sich dessen annehmen. Doch ist es falsch zu glauben, dass sich diese schwerwiegende Frage in allzu nächster Zukunft lösen lässt. Ganz bestimmt dürfte noch etliche Zeit darüber verstreichen, bis diese so wichtige Frage geklärt ist, und es ist festzuhalten, dass darin nichts überstürzt werden sollte, damit der Zeit und den Gegebenheiten ein wirklicher Entscheid überlassen werden kann.

Dienst der Frau innerhalb der totalen Landesverteidigung ja und nein. Nicht in jener Form, wie die Mitarbeit der Frau von verschiedenen Kreisen her verlangt wird, sondern im Rahmen der vorhandenen Möglichkeiten. Zu diesen Möglichkeiten zählt vor allem die Mitarbeit im Zivilschutz. Immer mehr und mehr bedarf der Zivilschutz der vermehrten Mitarbeit der Frau.

Mit grossem Mehr wurde von den Räten die Zivilschutzkonzeption gutgeheissen. Mit dieser soll der Schutz der Zivilbevölkerung im Ernstfalle gewährleistet werden. Dies kann aber nur dann der Fall sein, wenn sich jede Frau freiwillig zum Zivilschutz meldet, der in seinen verschiedenen Dienstzweigen unzählige Möglichkeiten bietet. Damit sich aber unser Zivilschutz in Ernstzeiten bewähren kann, müssen die vielfältigen Vorbereitungen bereits jetzt getroffen werden. Noch sind es bloss sehr wenige Frauen, die sich für den Zivilschutz einsetzen, und doch bedarf es deren über hunderttausend, damit ein wirklich wirksamer Schutz der Bevölkerung gewährleistet werden kann.

Sehr oft stellt sich die Frage: Warum denn eigentlich ein Zivilschutz? Um es gleich vorwegzunehmen: Zivilschutz ist heute wichtiger denn je, leben wir doch in Zeiten stetiger Bedrohung. Zivilschutz bedeutet Schutz der Zivilbevölkerung und nicht zuletzt Ueberleben. Ueberleben um jeden Preis — diese Devise galt nicht bloss für unsere Vorfahren — sie gilt für unsere Generation und für jene, die nach uns folgt. Ueberleben — das ist Verantwortung und Verpflichtung zugleich, denen wir uns nicht entziehen können. Ueberleben, auch in einem künftigen Kriegsfall, das ist Schutz unserer Familie, Schutz dem Nächsten, kurz Schutz unseres Landes. Darum geht es, wenn wir alle Frauen aufrufen, sich beim Zivilschutz freiwillig zu melden. *tt*

Beispielhaft

A. Z. Der Zivilschutz ist, dies bleibt unbestritten, auf die Mithilfe der Frauen angewiesen. Leider, auch das muss gesagt werden, reicht bis heute die immerhin ansehnliche Schar der Freiwilligen nicht aus, die erforderlichen Sollbestände der örtlichen Organisationen auszufüllen. Ueber die Ursache dieses Mangels ist freilich, wie man immer wieder feststellt, die Auffassung ziemlich einhellig. So einhellig, dass sie bereits die Rolle eines nationalen Klageliedes übernommen hat, das nun jeder Orientierung und jedem Diskussionsbeitrag über Zivilschutzfragen unweigerlich den Stoff zu pathetischen Schlussworten liefert. Schuldbeladen über die Unzulänglichkeiten im eigenen Bereich, schielt man dann zuweilen über den eigenen Gartenhag, um nicht ohne Neid feststellen zu müssen, dass es löbliche Ausnahmen gibt. Eine solche ist die zürcherische Gemeinde Urdorf.

Die heute 8000 Einwohner zählende Gemeinde hat seit acht Jahren einen vollamtlichen Ortschef. Den erforderlichen Bestand für die örtliche Zivilschutzorganisation erreichte er dadurch, dass er alle in Frage kommenden Einwohner in einem ansprechenden Schreiben über Sinn und Zweck der Zivilschutz- beziehungsweise Selbstschutzorganisation aufklärte, wodurch der Aufforderung zur Mitarbeit in erfreulichem Masse Folge geleistet wurde. Neuzuzüger werden laufend auf den Zivilschutz aufmerksam gemacht und zu einer unverbindlichen Aussprache gebeten, bei der abgeklärt werden kann, wo der Einsatz den persönlichen Fähigkeiten und der gegenwärtigen familiären Beanspruchung entsprechend, am zweckmässigsten erfolgen kann. Für Mütter mit Klein- und Schulkindern steht während der Kursdauer ein spezieller Kinderhütedienst zur Verfügung, der gern und voll beansprucht wird.

Wie der Zivilschutz in der Gemeinde im Ernstfall in Erscheinung treten würde, erfahren die Anwohner anlässlich der jährlich stattfindenden Rapporte, die unter dem Motto «Aktiver Zivilschutz» durchgeführt werden. Das ganze Zivilschutzkorps, das im Falle Urdorf 1200 Personen umfasst, was einem Sollbestand von etwa 90 Prozent entspricht, rückt dazu am Vormittag des Aufgebotstages an seinem effektiven Einsatzort ein, wo Notfallsituationen am praktischen Beispiel durchgeübt werden. Der übrigen Bevölkerung ist Gelegenheit geboten, den Ablauf der Uebungen zu verfolgen. Nach einem gemeinsamen Mittagessen wird in einem Vortrag von einem Fachmann ein mit dem Zivilschutz zusammenhängendes Thema behandelt.

Von den rund 1200 Zivilschutzangehörigen sind über 500 Frauen. Es ist dies rund ein Viertel aller in der Gemeinde wohnhaften Frauen. Die Mehrzahl der Neuzuzüger betrachtet nicht allein die Mitarbeit als einen Gewinn, sie schätzt auch den dadurch zustande gekommenen Kontakt im neuen Wohnort. Mitarbeit und Verantwortung am Aufbau der eigenen Zivilschutzorganisation haben viele erfreuliche Auswirkungen gezeitigt. Unter anderem verfügt nun jede einzelne der 100 Hauswehren über eine freiwillige Werberin.

Weshalb könnte sich das, was in Urdorf Schule macht, nicht auch anderswo bewähren? Liegt denn wirklich alles in der mangelnden Bereitschaft?

(Aus «NZZ», 27. Januar 1972)

Im Sanitätsdienst sind Frauen die wichtigsten Mitarbeiterinnen.

Zivilschutzkonzeption 1971: Im Zentrum steht der Mensch

Seit der Bundesrat am 11. August vergangenen Jahres der Bundesversammlung seinen Bericht über die Konzeption 1971 des Zivilschutzes übergeben hat, ist in verschiedenen Zeitungen und Fachzeitschriften ausführlich über die neuen Richtlinien und Zielsetzungen debattiert worden. Im vollen Bewusstsein darum, dass durch die starke Informationsflut eine Sättigung des Bedürfnisses nach neuen Erläuterungen eingetreten ist, glauben wir, durch die nachstehenden Auszüge aus einem Communiqué, das der Presse- und Informationsdienst des Schweizerischen Bundes für Zivilschutz ausgearbeitet hat, eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Fakten geben zu können.

Erhaltung der Familie und Gleichheit der Ueberlebenschancen

Ein bedeutsamer Abschnitt des Berichts befasst sich bewusst mit der Berücksichtigung der physiologischen und psychologischen Eigenschaften des Menschen. Seinem Verhalten im Kriegs- und Katastrophenfall soll durch vier Grundsätze Rechnung getragen werden, die für alle Vorbereitungen entscheidend sind:

1. *Der Erhaltung der Familie* gilt der künftig vorgesehene vorsorgliche Bezug der Schutzräume, um das Ueberleben dieser Zelle der Gemeinschaft zu gewährleisten;
2. es geht ferner um die *Anpassungsfähigkeit des Menschen,* kann doch der friedensmässige Komfort im Ernstfall — besonders in den Schutzräumen — stark herabgesetzt werden;
3. wichtig ist das Bestreben, die *Gleichheit der Ueberlebenschancen* zu erreichen;
4. von entscheidender Bedeutung ist im Ernstfall vor allem die *Leitung und Betreuung* durch ausgebildete Schutzraumchefs, die in der Lage sind, die Bevölkerung in den Schutzräumen zum Durchhalten anzuleiten und ihre Betreuung zu organisieren.

Fünf Aktionsphasen geplant

Aus diesen allgemeinen Grundsätzen ergeben sich die konkreten Aufgaben und Massnahmen im organisatorischen und baulichen Bereich. Beide Gruppen von Massnahmen sind gemäss Bericht im Hinblick auf fünf vorgesehene Aktionsphasen zu planen:

1. In die *Friedensphase* fallen die Vorbereitung des Zivilschutzes und die Information der Bevölkerung über das Verhalten im Ernstfall;
2. in der *Vorangriffsphase* geht es darum, stufenweise die Schutzräume zu beziehen und die Zivilschutzvorbereitungen nach Vorausplanung so rasch als möglich zu ergänzen;
3. in der *Angriffsphase* werden die eigentlichen Waffeneinsätze erwartet, und die Bevölkerung hält sich in gegen aussen abgeschlossenen Schutzräumen auf;
4. als *Nachangriffsphase* wird der Zeitraum bezeichnet, während dem die Schutzräume je nach erfolgtem Angriff kürzere oder längere Zeit bezogen bleiben müssen und selbstversorgend zu funktionieren haben;
5. die *Instandstellungsphase* bildet den Uebergang zur Nachkriegsphase, in welcher der Zivilschutz stufenweise den Wiederbeginn des normalen Lebens unterstützt.

Planziel:
7,5 Millionen Schutzraumplätze

Die Aufgaben des Zivilschutzes bestehen hauptsächlich in der Vorsorge für die Schutzrauminsassen wie auch in der Leitung, Betreuung und Information der Bevölkerung. Durch räumlich begrenzte und gezielte Einsätze übernimmt der Zivilschutz auch die Aufgabe des Rettens und Heilens. In Zusammenarbeit mit den militärischen Kommandostäben fällt ihm zudem die überörtliche Führung zu. Hinzu kommen die baulichen Massnahmen, für die ein bestimmter Schutzumfang festzulegen ist. Gegen *nukleare Explosionen wird zunächst ein Schutzgrad von mindestens 1 atü* verlangt, wobei alle gleichzeitig auftretenden anderen Wirkungen dieser Waffe zu berücksichtigen sind. Bei *konventionellen Waffen* werden *Nahtreffer* berücksichtigt, während gegen die *chemischen und biologischen* Waffen die *künstliche Belüftung mit Gasfiltern* einen guten Schutz bietet.

Das *Planungsziel des Schutzraumbaus* ist darauf ausgerichtet, den bis zu den Jahren 1985 bis 1990 zu erwartenden *7,5 Millionen Einwohnern* unseres Landes *einen Schutzraumplatz zu sichern.*

Der Delegierte für wirtschaftliche Kriegsvorsorge empfiehlt auch weiterhin als Basisvorrat *pro Person 2 kg Zucker, 1 kg Reis, 1 kg Teigwaren, 1 kg Fett und 1 l Oel sowie Seife und Waschmittel für rund zwei Monate.* Es ist zweckmässig, diesen Grundvorrat zusätzlich durch kalt geniessbare, haltbare Lebensmittel zu ergänzen. Dazu gehören mindestens folgende Produktegruppen: *Brot (zum Beispiel Zwieback, Knäckebrot), gezuckerte Kondensmilch und Fleischkonserven oder Fertigmahlzeiten in Dosen.* Da im Katastrophenfall auch die Trinkwasserversorgung wegen Leitungsbrüchen oder Verseuchung gestört sein kann, empfiehlt es sich, vermehrt *Mineralwasser und Fruchtsäfte* in die Vorräte einzubeziehen.

(Quelle: Schweiz. Bund für Zivilschutz)

Liegeraum einer unterirdischen Sanitätshilfsstelle: Die Mitarbeit der Frauen ist unerlässlich.

Frau und Gesellschaft

Sendungen des Schweizer Radios
4. bis 14. April

Dienstag, 4. April, 14 Uhr
Aus der Arbeit des Konsumentinnenforums
Konsumentenerziehung an der Schule — ja oder nein? 2. Teil

Mittwoch, 5. April, 14 Uhr
Sie besorgen Feld und Stall
Bergbäuerinnen in Nebenerwerbsbetrieben
Ein Bericht von Paul Schenk

Donnerstag, 6. April, 14 Uhr
Aus dem Praxistagebuch
Die Zahnärztin Dr. Hanny Zimmermann berichtet von ihrem Dienst in Spital, Klinik und Strafanstalt

Freitag, 7. April, 14 Uhr
Das Feigenblatt
Ein Gespräch über die Mode mit dem Soziologen Prof. Dr. René König

Montag, 10. April, 14 Uhr
Notiers und probiers
(Eleonore Hüni)

Dienstag, 11. April, 14 Uhr
Ich reise nach Kalifornien
Helli Stehle liest aus dem neuesten Buch von Anita

Mittwoch, 12. April, 14 Uhr
Wir Frauen in unserer Zeit
Berichte aus dem In- und Ausland
Redaktion: Katharina Schütz

Donnerstag, 13. April, 14 Uhr
Mys Gärtli
(Jakob Bohnenblust)
Die Speisezwiebel — Brombeeren — Trockenblumen — Fenster- und Balkonschmuck

Freitag, 14. April, 14 Uhr
1. Was soll ich tun?
Dr. Alice Wegmann gibt Auskunft über Rechtsfragen aus dem Alltag
2. Eltern fragen — wir antworten
Ratschläge für die Erziehung unserer Kinder

Veranstaltungen

27. April: *Bürgschaftsgenossenschaft SAFFA*, 41. Generalversammlung, 14.30 Uhr in *Bern*, Bürgerhaus, Neuengasse 20, 1. Stock. Traktanden: die statutarischen. Gäste willkommen!

Lyceumclub Bern

Freitag, 7. April, 16 Uhr: Dernier écho de l'«Année Proust»: Le rire du Narrateur, par Claire Nottaris.
Freitag, 14. April, 16 Uhr: «Abenteuerliche Flussfahrt auf dem Komoé». Plauderei mit Dias von Frau Charlotte Jacobi-Hertig.
Montag, 17. April, 20.15 Uhr: Duo-Abend mit Marianne Keller (Flöte) und Hans-Walter Stucki (Klavier). Werke von J. S. Bach, F. Schubert und Serge Prokofieff. Gäste herzlich willkommen.
Freitag, 21. April, 16 Uhr: Vortrag von Frau Dr. Helene Krneta, Redaktorin: «Das Bild der Frau hat sich gewandelt.»

Eine Frühjahrskur gefällig?

Bio-Strath: Hilfe aus wilder Hefe und frischen Heilpflanzen

ak) Man liest, spricht und hört viel von Stärkungsmitteln, Nerventonikum, kräftigenden Essenzen, Kapseln gegen Müdigkeit und Tabletten für einen tiefen Schlaf. Pillen, die mithelfen, den dringend notwendig gewordenen Gewichtsverlust herbeizuzaubern, damit die Kleider und die Waage wieder stimmen. Haben die natürlichen, regulierenden Kräfte des menschlichen Körpers derart nachgelassen, dass man sie «künstlich» von innen und aussen unterstützen muss?

Der tägliche Stress

In unserem Zeitalter werden wir kaum mehr sanft durch den fröhlichen Gruss eines Hahns, von wärmenden Sonnenstrahlen oder einer fernen Kirchenglocke geweckt. Man fährt aus unruhigem Schlaf empor, weil der metallene Alarmschrei des Weckers allgemeine Tagwache befiehlt, es sei denn, ein klirrendes Tram, die scheppernde Müllabfuhr, ein rasendes Motorrad (urwüchsiges Schnarchen der besseren Hälfte) hätten einen schon lange zuvor aus den Armen des grie-chischen Gottes Hypnos gerissen. Man lässt sich anschliessend durch Schlechtwettermeldungen des Radios in ein Tief versetzen, ist erschüttert wegen der nächtlichen Unglücksfälle, giesst eine Tasse zu heissen Kaffees hinunter. Im Büro, Laden, der lärmigen Fabrik Aerger mit andern und sich selbst. In der kurzen Mittagspause ein Kotelett mit triefenden Spaghettis aus der Kantine, dazwischen ein Blick in die Zeitung und einen auf die unerledigten Arbeiten des Nachmittags. Dann geht es weiter. Ein Nadelkissen voller Spitzen gegen Herz und Nerven.

Etwas tun dagegen ...

Nicht nur die Erwachsenen sind diesen Belastungen ausgesetzt, sondern auch die Kinder. Sie werden oft in der Schule überfordert, finden keine Spielplätze hinter und vor den Wohnblöcken, sind deshalb zu wenig an der frischen Luft, erhalten zu viele Eindrücke aus dem Radiokasten und der Flimmerkiste. Die Auswirkungen zeigen sich in Schulmüdigkeit, Frühjahrsmüdigkeit, die Jüngsten sprechen schon vom «Föhn».

Das Aufbaupräparat Bio-Strath — *nicht Aufputschmittel* — kann hier gute Dienst leisten. Basierend auf plasmolysierter Candida-Hefe und Wildpflanzen, ohne chemische Zusatzstoffe, mit Malz und Bienenhonig abgerundet, in Herrliberg am Zürichsee sorgfältig hergestellt, hilft nicht nur Rennfahrern, Leichtathleten und Langstreckenschwimmern fit zu werden und zu bleiben; dieses angenehm schmeckende Elixier mit Kreuzdorn, Goldrute, Erdrauch und Bitterklee, bei einer Temperatur von nur 30 Grad Celsius aufbereitet, wirkt ausgleichend, stärkend und aufbauend. Verschiedene Versuche haben verblüffende Resultate gezeigt. Interessant ist auch eine Kombination mit der *Siebentagediät*, die schon verschiedentlich mit Erfolg getestet, das Körpergewicht in Ordnung hält oder wieder zurückschraubt. Friedrich Pestalozzi gründete die heutige Firma 1961 und verkaufte damals 1200 Flaschen. Zehn Jahre später verliessen *1,6 Millionen Flaschen Bio-Strath* die Laboratorien, welche mit diesem erstaunlichen Präparat über 40 Länder in aller Welt beliefern.

«Wenn's jetzt nicht endlich grün wird, dann schlaf ich noch ein!»
(Foto: Ernst Liniger)

Die zweite Auflage der

bewährten Kochrezepte aus Graubünden

herausgegeben von der Sektion Chur des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins ist soeben erschienen. Zu beziehen in der Casanna, Fontanastrasse 15, Bünd. Heimatwerk und in sämtlichen Buchhandlungen.

Inserate informieren!

HSE
(Gegründet 1945)
HULL'S SCHOOL OF ENGLISH AND MODERN LANGUAGES
Sprachen im Sprachlabor!
Französisch, Englisch, Deutsch (für Fremdsprachige), Spanisch, Italienisch
Offizielle Stelle für Cambridge-Prüfungen. Vorbereitungskurse für alle Prüfungen.
Tel. 28 21 20 Zürich Stampfenbachstr. 69

Inserate im «Schweizer Frauenblatt» informieren und bringen Gewinn!

GUTSCHEIN: Gegen Einsendung dieses Inserates erhalten Sie 5 Gratismuster vom Importeur: HANS U. BON AG — Zürich, Talacker 41, Tel. (051) 23 06 36

Absender
(in Blockschrift)

BENEDICT
gegr. 1945
27 Jahre Benedict-Schule St. Gallen!
Dir. W. Keller
st.-gall. pat. Sekundarlehrer
St.-Leonhard-Strasse 35, Neumarkt 1
Neue Tageskurse: ab 25. April 1972
Arztgehilfinnen — Praxislaborantinnen — Diplomkurse (Jahreskurse)
Unser grosser Vorteil:
Spezialärztlich-chirurgische Leitung Dr. med. chir. FMH, medizinische Laborantin, dipl. Rotkreuzschwester
Praktische Übungen
in modernster Spezialarztpraxis und medizinischem Labor
Verlangen Sie bitte unsere Referenzen und Prospekte!
Benedict — Arztgehilfinnen-, Sprach- und Handelsschule St. Gallen, Telefon 071 22 55 44
Die verbreiteteste Privatschule der Schweiz

Schweizer Mustermesse Basel 15.–25. April 1972

Vielfältiges Angebot der schweizerischen Produktion in 27 Messegruppen
- **Auf 20000 m² vergrösserte Schweizer Uhrenmesse**
- **Besondere Gästehalle als Treffpunkt der europäischen Uhrenindustrien: Deutschland, Frankreich, Grossbritannien, Italien**
- **Turnusbeteiligung der Werkzeugmaschinen und der Elektrotechnik**
- **Neue Sonderschauen im Textilsektor**
- **Informative Pavillons der Chemischen Industrie**
- **Baumesse, Camping und Spielwaren mit internationalem Angebot**
- **Attraktive Beteiligung der SBB und der PTT**
- **Erfinderschau**

Öffnungszeiten: 8.30 bis 18 Uhr
Tageskarten Fr. 6.–, an den besonderen Einkäufertagen (19., 20., 21. April) Fr. 9.–
«Einfach für retour» auf den Schweizer Bahnen

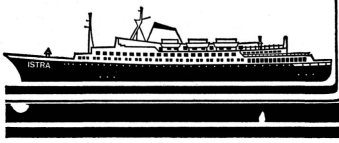
Mit dem Schiff in die Badeferien
15 Tage Erholung ab Fr. 980.–

Lassen Sie Ihre Sorgen zu Hause. Und kommen Sie mal mit aufs Schiff. Wir führen ein fröhliches Leben, lachen, tanzen, schlemmen, baden, spielen, sonnen. Wir sind so etwa 300 Leute und leben wie im Hotel erster Klasse.

Unsere Kreuzfahrt auf dem prächtigen Schiff MS «Istra» führt Sie von Venedig nach Delphi, Athen, Rhodos, Olympia und über Dubrovnik zurück in die Lagunenstadt. Auf der Insel Rhodos können Sie nach Herzenslust eine Woche lang baden, bis Sie unsere stolze «Istra» wieder abholt. Die 8tägige Kreuzfahrt ist schon ab Fr. 598.— zu haben (mit einer Woche Badeaufenthalt auf Rhodos ab Fr. 980.—).

Wir laufen jeden Samstag aus. Vom 15. April bis 21. Oktober 1972.

Handeln Sie rasch. Denn die Plätze sind bei so günstigen Preisen schnell ausverkauft!



Coupon
TA
Bitte senden Sie mir Ihren ausführlichen Prospekt über preisgünstige Kreuzfahrten auf erstklassigen Schiffen.
Name: _____
Adresse: _____

kündig reisebüro
Reisebüro Kündig AG, Bahnhofstrasse 80, 8021 Zürich, Postfach, Telefon 01 23 87 20

Neue Bücher

«Schon in der Steinzeit rollten Pillen»

Bei der Meinungsbildung zum Uebervölkerungsproblem geht es meistens um Entscheide zwischen soziologischem und religiösem Denken. Soeben ist ein Beitrag erschienen, der die bisher mangelhafte Grundlagenforschung erweitert. Die Autorin, ursprünglich interessiert an Frauenrechtsfragen, stiess unvermutet auf ein Rätsel, dessen Bedeutung sie erkannte. Jahrelang hat sie um seine Lösung gerungen, bis ihr die konkrete Aussage gelang: Das älteste Fruchtbarkeitsdenken der Welt war von dem unsrigen verschieden; es wurde von den Frauen beherrscht; Kopfzahl und Umweltsbedingungen waren aufeinander abgestimmt. Das Opfer dieser weiblichen Hegemonie war der Mann, dessen Muskelkraft schon im zartesten Alter durch schwere körperliche Eingriffe (zum Beispiel Verstümmelung durch — nicht ganz sagenhafte — Amazonen) herabgemindert wurde. Das Zeugen war monopolisiert. Spuren von noch anderen Arten der Geburtenregelung runden das Bild jener tiefen Lebensstufe ab.

Der Aufstieg des männlichen Geschlechts zur Weltherrschaft ist durch regellose Fortpflanzung gekennzeichnet. Um der weiblichen Uebermacht gewachsen zu sein, bedurfte es Männer ohne körperlichen Fehl. Damit solche Generationen heranwachsen konnten, wurden schwangere Frauen nach entlegenen oder abgesperrten Lebensräumen verschleppt und Kinder geraubt. Dadurch nahm das Erlösungswerk des Mannes seinen Anfang. Am Ende der bewohnten Welt, in natürlichen und künstlichen Höhlen der Steinzeit, haben die entführten Gebärerinnen den Rest ihrer Tage verbracht; jeder befruchtete Mutterschoss, kostbare Verheissung für eine bessere Zukunft, hatte geschlechterpolitischen Charakter und stand unter rigorosem Tabuschutz. Und als die uralte Einheit von Religion und Politik auseinanderzufallen begann, fand die Unberührbarkeit des befruchteten Mutterschosses in den Glaubenslehren ihren Platz.

Dem Manne jedoch, als gewordenem Herrn der Zeugung und des Gezeugten, entglitt die Kontrolle der neuen Machtposition nur zu bald. Uebervölkerungskrisen, Hunger, Kriege brachen herein.

Die sorgfältige und gründliche Studie ist geeignet aufzurütteln und ernsthaftes Nachdenken über die so bedrohliche Uebervölkerung und ihre Abwendung zu veranlassen.

G. Flückiger

Edith Holliger: «Schon in der Steinzeit rollten Pillen». Mit Fotografien und Zeichnungen sowie einem reichhaltigen Sach- und Literaturverzeichnis. (Verlag Herbert Lang, Bern).

Flora Tristan

(bsf) Hinter dem schlichten Titel verbergen sich Leben und Werk einer erstaunlich mutigen und tatkräftigen Frau aus den Anfängen des 19. Jahrhunderts. Allein der äussere Verlauf ihres Lebens böte Stoff für manchen Roman. Als gebürtige Französin wurde sie bereits mit 18 Jahren in unauflöslicher Ehe an einen liederlichen Landsmann gekettet, der sie denn auch bald, zwecks Hebung der Finanzlage, zum ältesten Gewerbe anhalten wollte und sie schliesslich sogar mit dem Leben bedrohte. Mit zwei kleinen Knaben verliess sie ihn, um auf der Flucht zu entdecken, dass sie bereits zum drittenmal schwanger war. Ohne Beistand, vielfach verdächtigt und verfemt, musste die hochintelligente und aussergewöhnlich schöne Frau für sich und ihre drei Kinder den Lebensunterhalt selber verdienen. Sie reiste auf abenteuerliche Weise nach Peru zu einem Onkel, um von ihm das Erbe ihres verstorbenen Vaters zu fordern. Der reiche und habgierige Onkel speiste sie mit guten Worten und einer kleinen Summe ab. Sie musste ihre Hoffnung begraben, ein gesichertes Leben beginnen, um ihren Kindern eine gute Ausbildung gewähren zu können. Sie erlebte den Bürgerkrieg, sah das elende Los der Sklaven, die krassen sozialen Missstände Südamerikas. Nach Frankreich zurückgekehrt, begann sie zu schreiben und zu kämpfen. Sie hatte nichts zu verlieren, weder soziale Stellung noch Einkommen, noch guten Ruf. Sie machte sich fortan zur Verteidigerin menschlicher Rechte, und es gibt kaum ein soziales Problem ihrer Zeit, das sie nicht erkannt und zu lösen versucht hätte. Ihre Wirksamkeit erstreckte sich weit über die Grenzen Frankreichs hinaus, sie gewann Freundschaft und Anerkennung bedeutender Zeitgenossen, bevor sie 1844 im Alter von 41 Jahren starb.

Das Buch ist weit mehr als ein Beitrag zur Geschichte der Frauenbewegung, obwohl es auch hier Aufschlussreiches zu bieten hat. Es ist auch kaum von Belang, dass Flora Tristan die Grossmutter Paul Gauguins war — das Kind, welches sie erwartete, als sie ihren Mann verliess, wurde Gauguins Mutter Aline —; der Maler hat sie nicht persönlich gekannt und später mehr «Dichtung» als objektive Wahrheit über sie verbreitet. Das Buch ist vor allem schön und lebendig gestaltetes Zeugnis vom Leben einer aussergewöhnlichen Frau, die ihr Dasein unter schwersten Verhältnissen und im Dienste Benachteiligter zu gestalten wusste.

Zahlreiche Dokumente, zeitgenössische Illustrationen sowie ausführliche Quellen-, Namen- und Sachregister belegen die Zuverlässigkeit von Aussage und Darstellung. Das Buch verdient weite Verbreitung nicht nur in Frauenkreisen.

Charles Neilson Gattey und Berta Rahm: «Flora Tristan» (ALA-Verlag, Zürich).

Der stumme Mund

Die Dunkelziffer der Kindsmisshandlungen ist — auch in unserm aufgeklärten «Zeitalter des Kindes» — riesig. Viele Jugendliche erleben die Tragödie physischer und psychischer Schädigungen, die sich auf ihr ganzes späteres Leben auswirken. Jähzornige Väter, trunksüchtige Mütter, psychopathische Eltern, die selber geistig unreif und seelisch verkümmert sind, fügen ihren Kindern ein Leid zu, das ihnen zur Lebensbarriere wird.

Von einem solchen kindlichen Martyrium berichtet das Buch «Der stumme Mund», das der amerikanische Psychiater und Heilpädagoge Dr. Richard D'Ambrosio aus seinen Erfahrungen mit Laura geschrieben hat. Die Zwölfjährige, die er in einem von Nonnen geführten Heim trifft, hat durch die grässlichen Misshandlungen ihres Vaters einen derartigen Schock erlitten, dass sie jahrelang verstummt, gleichsam, um sich gegen die sie bedrohende Umwelt durch selbstgewählte Isolation abzuschirmen. Doch Laura hat in ihrem Unglück noch Glück. Sie kommt in die Hände von verständnisvollen Erziehern. Liebevoll mühen sich die Schwestern des Hauses, wo verlassene und desorientierte Kinder Fürsorge erfahren um sie. Dr. D'Ambrosio nimmt sich des hoffnungslos scheinenden Falles an. Er versucht, das Mädchen aus seiner Welt des Schweigens zu erlösen. Sein Weg mit Laura erfordert unendlich viel Geduld! Es gilt, das Vertrauen des Kindes zu gewinnen, mit ihm ins — vorerst einseitige — Gespräch zu kommen und durch ein zielgerichtetes Spiel zu heilen. Es dauert Jahre, bis das Kind erstmals zu sprechen beginnt.

Das Buch liest sich spannend, was aber nicht dazu verleiten darf, die Schwierigkeiten einer solchen Behandlung zu unterschätzen. Interessant sind die Erklärungen psychologischer Hintergründe, die Dr. D'Ambrosio anhand der verwirrten Lebensgeschichte der Eltern Lauras aufzeigt. Der Laie erfährt, wie durch heilpädagogische Erziehung und durch die Kraft menschlicher Güte ein missbrauchtes und vergessenes Leben eine neue Richtung bekommen kann. Der Fachmann jedoch darf sich, auch wenn er um Grenzen und Möglichkeiten weiss, durch das Buch ermutigen lassen.

Eindrücklich ist zudem, von Frauen zu hören, die in einem beispielhaften und gläubigen Tun immer wieder Wege finden, um schwierigen Kindern Hilfe zu bringen. Nicht unwesentlich sind auch die kosmetischen Operationen für Laura, die schliesslich ein Berufsziel als Kinderschwester — auch psychologisch verständlich — findet.

Das Buch ist ein Beweis, wie bewusste Erziehung befähigt, ein zerstörtes Ich wieder zu einem menschenwürdigen Ich zusammenzufügen.

rks

Dr. Richard D'Ambrosio: «Der stumme Mund» (Verlag Scherz, Bern, München, Wien).

Drei Generationen für den Krieg

Die Jugend der drei letztgeborenen Generationen Amerikas hat der seitenschwere Roman «Die Söhne» von Evan Hunter zum Inhalt. Amerika gebiert seine Söhne, um sie in den Krieg zu schicken. Grossvater Tyler meldet sich 1918 freiwillig zur Armee. Kaum zwanzigjährig steht er in Frankreich dem Tode Auge in Auge gegenüber und tötet selber, um zu überleben. Vater Tyler wird 1943 blutjung im Luftwaffen-Schulungszentrum zum Kriegspiloten ausgebildet und auf die Lufteinsätze von Italien aus vorbereitet. Kriegsschauplatz ist wiederum Europa, wo die amerikanische Jugend für ihre Sache zu kämpfen und ihr Leben aufs Spiel zu setzen hat. Während diesen Kriegsjahrzehnten entwickeln sich die Städte, die Wirtschaft, ja das ganze Leben in den Vereinigten Staaten zu einer blühenden Prosperität, und das Volk weiss kaum, wie die Wirklichkeit des Krieges auf dieser Erde aussieht. Die zurückkehrenden Soldaten finden in ihrem Land eine unermessliche Leere vor; ihnen fehlt der Krieg und sie reagieren ihre angestauten Aggressionen in sexuellen Abenteuern mit beiden Geschlechtern ab. Beide Tyler-Söhne brauchen ihre Zeit, um ihr Aussenseitertum aufzugeben und den herkömmlichen Weg einschlagen zu können. Nicht so der Vertreter der jüngsten Generation, der 1966 von der US Army nach Vietnam geschickt wird, von wo er nicht mehr zurückkommt. Die Schicksale dieser drei Generationen weisen verblüffende Parallelen und beschämenderweise sehr wenig Evolution auf. Ihre Jugend spielt sich vorwiegend zwischen Whisky, Krieg und Sex ab, in einer geistlosen Oberflächlichkeit, die die amerikanische Jugend in diesem Buch völlig den menschlichen Trieben ausliefert.

Der Roman führt uns durch die amerikanische Geschichte der letzten 40 Jahre und versucht, ein Lebensbild Amerikas bis in die jüngste Vergangenheit zu zeigen. In steten Ueberblendungen der drei Generationen gelingt es dem Autor ausgezeichnet, die Gleichartigkeit der drei Leben zu schildern, indem oft das Ueberwechseln von der einen zur andern Generation kaum merklich geschieht. Enthusiasmus, Idealismus und Hoffnungen werden zerstört, Bezüge hergestellt und Parallelen aufgezeigt, und doch scheint der Roman an der Oberfläche haften zu bleiben mit seinen Kriegs- und Bettepisoden. Ob ein Roman von solchem Umfang nicht ein aufgefächerteres kulturelles und soziologisches Bild eines so vielfältigen Landes vermitteln sollte?

Evan Hunter: «Die Söhne» (Scherz-Verlag, Bern). *cs*

Stockwerkeigentum

Soeben sind drei Schriften erschienen, die dem Thema Stockwerkeigentum oder Wohnungseigentum gewidmet sind. Als erstes nennen wir das Büchlein «Das schweizerische Stockwerkeigentum» von Dr. iur. *Tina Peter-Ruetschi,* der bekannten Vorkämpferin für das Wohnungseigentum. Es handelt sich dabei um die dritte Neuauflage der bereits 1964 erstmals erschienenen Broschüre, die sich ausführlich mit der 1963 eingeführten gesetzlichen Regelung des fraglichen Themas befasst und als Anhang ein Beispiel eines Reglementes enthält, das als Grundlage für die rechtlichen Beziehungen zwischen Eigentümern unter sich und zwischen diesen und der Verwaltung dienen kann. Ferner ist der gesetzliche Text aus dem Zivilgesetzbuch in extenso abgedruckt, soweit er das behandelte Gebiet beschlägt.

Als weitere Publikation der gleichen Autorin liegt die zweite Auflage von «Erfahrungen mit dem Reglement der Stockwerkeigentümer - Gemeinschaft und Anregungen» vor und schliesslich eine Zusammenfassung des Vortragszyklus an der ETH Zürich vom März 1971 über «Das Stockwerkeigentum heute». Es enthält die Vorträge namhafter Verfasser der verschiedensten Gebiete, die mit dem Stockwerkeigentum zu tun haben und bildet damit gewissermassen eine praktische Ergänzung der im erstgenannten Heft zusammengefassten theoretischen (beziehungsweise gesetzlichen) Ausführungen.

Dr. Tina Peter-Ruetschi: «Das schweizerische Stockwerkeigentum / Erfahrungen mit dem Reglement der Stockwerkeigentümer-Gemeinschaft / Das Stockwerkeigentum heute» (Verlag Schulthess, Polygraphischer Verlag AG, Zürich).

Kinder brauchen gute Schulen

Nach ihrem vorjährigen Erfolgsbuch «Kinder brauchen gute Eltern» nimmt sich *Ruth Dirx* nach den Eltern nun die Schule vor. Sie stellt die Fragen, welche entmutigte, verängstigte, immer beunruhigte Eltern selten öffentlich zu stellen wagen: Woher die Unlust an der Schule in auch aufgeweckten Kindern, warum müssen wir Lehrerersatz spielen, warum Zeugnisse, gäbe es bessere Systeme als den Leistungsdruck — und viele andere. Schliesslich: Wie lernt man lernen?

Wie stets liegt der Hauptreiz von Ruth Dirx' Büchern in der lebendigen Darstellung, in den Aberdutzenden von konkreten Beispielen. Jedes lesende Elternpaar wird seine Nöte in diesem hilfreichen Buch widergespiegelt finden. Die Antworten sind sinnvoll — klar. Die Eltern sollten eine Schule fordern, die Hand in Hand mit ihnen arbeitet, die keine konservativen Leitbilder von gestern pflegt, eine Schule, welche die Kinder selbständig macht. Ruth Dirx ist zu klug, um nicht zu wissen, dass ihre «Erziehung ohne Zwang» grosse Anforderungen an Eltern, Kinder und Lehrer stellt, sie verfällt nie in Utopien.

Das Buch ist in 17 Kapitel eingeteilt, die durch Untertitel schnell orientieren und auf jeder Seite Interessantes, sehr Lesbares bringen. Das Programm des Buches ist in seinem letzten Satz zusammengefasst: «Wir brauchen Schulen, in denen der heranwachsende Mensch denken und urteilen lernt, in denen er seine schöpferische Fantasie auf den vielfältigsten Lebensgebieten entfalten darf. Schulen, die ihm Mut machen, eingefahrene Bahnen zu verlassen und neue Wege zu erforschen.»

Dr. Gabriele Strecker

Ruth Dirx: «Kinder brauchen gute Schulen». Mit Federzeichnungen (Econ-Verlag, Düsseldorf).

Teenager

Man spricht heute schon von einer Spock-Generation, denn die Säuglinge und Kleinkinder, deren Eltern sich von dem erfahrenen Kinderarzt beraten liessen, sind zu Teenagern herangewachsen. Als verlässlicher, aufgeschlossener und vorurteilsfreier Partner erweist er sich nun diesen jungen Menschen gegenüber und führt mit ihnen ein aufrichtiges Gespräch über das Erlebnis jung zu sein und das Problem erwachsen zu werden, über alle Fragen, die im Zusammenhang mit dem Erwachsenwerden stehen, mit denen sich die Jugendlichen beschäftigen, die sie bedrängen und manchmal auch ängstigen. Ohne Herablassung diskutiert Spock biologische und gefühlsmässige Reifeprozesse, die jeder Teenager durchzumachen hat. In gleicher Weise, wie er in seinem berühmten Handbuch «Säuglings- und Kinderpflege» die Besorgnisse der Eltern zu zerstreuen sucht, versucht er hier, den Heranwachsenden von seiner Ichbezogenheit abzubringen und ihm eine Vorstellung von Liebe und Ehe in unserer Zeit zu vermitteln.

Ein Leitfaden für Teenager, zugleich aber auch ein «echter Spock» für oft ratlose Eltern, die ihre Kinder gesund und glücklich sehen wollen. «Vernünftig, aufrichtig, in der Mitte zwischen den Extremen liegend, offenherzig und ehrlich.» (Publishers' Weekly) *pd.*

Benjamin Spock: «Teenager» (Ullstein Verlag, Berlin).

Neueingänge

(Besprechung vorbehalten)

Gerhard Gerhards: «Repetitorium zum Schweizerischen Arbeitsrecht» (Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart).

Peter Dürrenmatt: «Wie frei ist die Presse?» (Hallwag Verlag, Bern und Stuttgart).

Dr. Otto Gritschneder: «Ullstein Lexikon des Rechts» (Ullstein Verlag, Berlin und Wien).

18 Aerzte: «Herders neues Gesundheitsbuch». Ein moderner Ratgeber aus der ärztlichen Praxis (Verlag Herder, Freiburg, Basel, Wien).

George E. Gardner: «Entwicklung der kindlichen Persönlichkeit» (Otto Maier Verlag, Ravensburg).

Alma Mahler: «Erinnerungen an Gustav Mahler» (Verlag Ullstein, Frankfurt, Berlin, Wien).

Kinder- und Jugendbücher

(Besprechung vorbehalten)

In der Reihe «Mein erstes Taschenbuch» sind im Otto-Maier-Verlag, Ravensburg, erschienen: Fürs erste Lesealter «Ein Freund für Toto», für Lesestufe zwei «Die drei Brüder», «Rumpelstilzchen», «Das ganz besondere Tier».

Dick Bruna: «Lies von Snuffie und dem Feuer». Bilderbuch fürs erste Lesealter (Otto-Maier-Verlag, Ravensburg).

Dick Bruna: «Lies von Snuffie». Bilderbuch fürs erste Lesealter (Otto-Maier-Verlag, Ravensburg).

Stefan Lemke und Marie-Luise Pricken: «Ohne Tiere geht es nicht». Bilder zum Wiedererkennen und Informieren, zum Fragen und Erzählen (Otto-Maier-Verlag, Ravensburg).

Stefan Lemke und Marie-Luise Pricken: «Welche Sachen brauchen wir?» Bilder zum Wiedererkennen und Informieren, zum Fragen und Erzählen (Otto-Maier-Verlag, Ravensburg).

Maurice Sendak: «In der Nachtküche». Ein Bilderbuch (Diogenes Verlag, Zürich).

Alois Dickerhof: «Wendelau und Güldenhaar». Ein Märchen (Orell Füssli Verlag, Zürich).

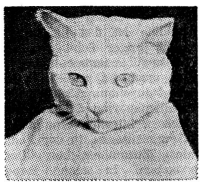
Janosch: «Lügenmaus und Bärenkönig». Janosch erzählt und zeichnet (Ravensburger Taschenbücher).

Erich Dolezal: «Vorstoss in den Weltraum». Der Kosmos rückt näher. Mit Vorwort von Wernher von Braun (Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn).

Edy Hubacher: «Helveticus 31». Das Schweizer Jugendjahrbuch, herausgegeben von Edy Hubacher. Mit Schreib-Wettbewerb (Hallwag Verlag, Bern und Stuttgart).

Thyra Ferré Bjorn: «Eine neue Generation wächst heran». Roman, aus dem Amerikanischen übertragen von Maren Elga Organ (Friedrich Reinhardt Verlag, Basel).

Oskar Schär: «Königin und Kaiserin». Erzählung über Königin Bertha von Burgund und Kaiserin Adelheid (Francke Verlag, Bern).



Die Katze im Gefängnis

Erzählt von Pastor Richard Wurmbrand, 14 Jahre lang ein Gefangener der Kommunisten in Rumänien.

Im kommunistischen Gefängnis von Turgu, Ocna, Rumänien, kreuzigten die Wärter eine Katze, wenn Gefangene keine falschen Berichte unterschreiben wollten. Dabei schlugen sie Nägel in die Hinterpfoten. Dann blieb die Katze die ganze Nacht schrill schreiend hängen, bis die Gefangenen aus Mitleid mit ihr bereit waren, alles zu unterschreiben.

Eine bewegende Darstellung des mutigen Glaubens unserer Mitchristen hinter dem Eisernen- und Bambusvorhang finden Sie in dem Buch von Pastor Richard Wurmbrand „Gefoltert für Christus", ein Bestseller in 27 Sprachen.

Interessieren Sie sich für die Zwangslage verfolgter Christen hinter dem Eisernen- und Bambusvorhang!

Ausschneiden und senden an:
Hilfsaktion Märtyrerkirche
Postfach 169, 3601 Thun
„Gedenke derer, die in Knechtschaft sind"

31

Name

(Postleitzahl) Wohnort

Straße

☐ **Ich bitte um f r e i e Zusendung des Buches „Gefoltert für Christus" u. ihres Rundbriefes**

Beachten Sie: Pfr. D. Wurmbrand spricht in der Schweiz vom 29. März bis 8. April 1972. Siehe separate Anzeigen

Ausland

Schweden probt Familiendemokratie und Kollektivhaushalt

Wenn von sozialem Fortschritt, von modernen Lebensformen der Gesellschaft von heute und morgen die Rede ist, werden häufig Ueberlegungen zitiert, die man in Schweden angestellt und teilweise bereits in die Praxis umgesetzt hat. Einerseits wird die Konsequenz gerühmt, mit der eine in die Zukunft gerichtete Denkweise hindernde Traditionen beiseite schiebt, zum anderen fragt man sich mit einer gewissen Skepsis, ob schwedische Beispiele für andere Länder volle Gültigkeit haben können. Aber aufschlussreich und anregend sind sie gewiss.

Ein Komplex, der in diesem Zusammenhang von besonderer Bedeutung scheint, ist zweifellos die Neugestaltung des Familienlebens, wobei Mann und Frau, Eltern und Kinder als weitgehend gleichberechtigte Partner ihre Rollen finden und ausfüllen müssen — in einer Art moderner Familiendemokratie.

Darüber hinaus versuchen manche junge Schweden im Rahmen von Kollektivhaushalten, sogenannten «Grossfamilien» eine Alternative für die «egoistische Zweisamkeit» der Normalfamilie zu finden.

Während nun einige zornige Schwedinnen energisch und lautstark für eine totale Umwälzung des Familienlebens und die Abschaffung der «ehelichen Zwangsjacke» plädieren, sehnt sich aber die weitaus überwiegende Mehrzahl der schwedischen Mädchen weiterhin nach dem Brautschleier. Immer mehr heiraten in immer jüngeren Jahren. Die Anzahl der Eheschliessungen steigt, die der Ehescheidungen verbleibt ziemlich unverändert.

Die stille soziale Revolution

Es vollzieht sich jedoch eine stille soziale Revolution. Die Ehe wird nicht abgeschafft, sondern der neuen Zeit angepasst. Man reformiert das Ehegesetz, das ausdrücklich von einem «freiwilligen Zusammenleben zweier selbständiger Menschen» spricht, von einer «Privatsache von zwei Mitbürgern, in die sich der Staat nicht einzumischen hat», wie es der Justizminister erklärte. Künftig wird es auch genügen, wenn man sich einfach als «verheiratet» eintragen lässt. Bürgerliche oder kirchliche Zeremonien bleiben den Partnern freiwillig überlassen.

Die «freien Ehen» werden von der Gesellschaft anerkannt, sogar von Soziologen und Erziehern empfohlen. Schillers Rat «Drum prüfe wer sich ewig bindet» ist das Leitmotiv von Tausenden junger Schweden, die oft viele Jahre zusammenleben, ohne Ringe zu wechseln, oft einige Kinder haben und durchaus glücklich sind. In den Familiensparten der Tageszeitungen erschien kürzlich eine neue Rubrik «Gewissensehe», in der Paare ihr «illegales» Zusammenleben öffentlich bekanntgeben. In einer Reportage unter der Schlagzeile «Glücklich unverheiratet» stellte eine Stockholmer Zeitung fest, dass derlei «Probeehen» kaum irgendwelche praktischen oder gesellschaftlichen Nachteile haben. In den Geburtsanzeigen findet man immer häufiger die Familiennamen beider Eltern, statt eines gemeinsamen. Mitunter auch nur den Namen der alleinstehenden Mutter, die sich in dieser modernen Gesellschaft, die ihr kein Stigma mehr anheftet, nicht scheut, das freudige Ereignis in ihrem Leben öffentlich anzukündigen.

Im neuen schwedischen Ehegesetz wurde auch der Begriff der Untreue als besonderer Scheidungsgrund entdramatisiert, die gleichen Rechte und Pflichten beider Partner wurden noch fester verankert, Versorgungs- und Schadenersatzansprüche kaum noch anerkannt.

Gleichberechtigte Partnerschaft und Aufteilung der häuslichen Pflichten wird von den allermeisten, vor allem von den jüngeren schwedischen Eheleuten, als ein essentieller Bestandteil des neuen Gesellschaftsmusters anerkannt, das sich allmählich im schwedischen Alltag abzuzeichnen beginnt.

Was Hänschen nicht lernt ...

Schon in der Schule werden Knaben und Mädchen seit ein paar Jahrzehnten zur «Teamarbeit in der Familie» indoktriniert, im obligatorischen Hauswirtschaftsunterricht auf Küchen- und Haushaltsarbeit und Babypflege als künftige «Hausfrauen» und «Hausmänner» bewusst vorbereitet.

Familienminister Camilla Odhnoff meint dazu: «Ich habe vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen — alle helfen mit, mein Mann kocht oft, und der 13jährige Peter, der eben im Textilunterricht mit der Nähmaschine umgehen lernte, ist stolz darauf, dass er seine Lieblingshosen selbst ausbessern kann. Wenn manche ausländischen Besucher mich verwundert fragen, ob mein Mann das Schürzenumbinden als Prestigeverlust auffassen könnte, kann ich nur antworten: Wäre es nicht eher ein Prestigeverlust, wenn er zugeben müsste, dass er solche elementare Hausarbeit *nicht* kann?»

Neue Lebensformen

Während nun der Begriff der patriarchalischen Familie systematisch verändert wird, bietet die Gesellschaft auch bessere Chancen zur ungestörten Berufsarbeit beider Ehepartner: Mehr Kindertagesheime, kostenloses Mittagessen und Freizeitheime für Schulkinder, arbeitssparende Wohnungen, in zunehmendem Masse auch sogenannte Kollektivhäuser mit gemeinsamen Serviceeinrichtungen, Kindergärten, Restaurants usw.

Die überall im Lande immer häufiger werdenden Kollektivhaushalte, in denen mehrere Ehepaare oder Unverheiratete mit oder ohne Kinder in einem Haus oder in einer grossen Wohnung zusammenleben und Haushaltskosten und -pflichten teilen, deuten allerdings einen neuen Trend des Familienlebens an. In derlei Wohngemeinschaften lebt man billiger, gemütlicher und «menschlicher». Die erweiterte Partnerschaft bietet einen Ausweg aus der Tristesse der anonymen Vorstadtroutine, persönlichen Kontakt. In der Gemeinschaft der vielköpfigen «Maxifamilie» glauben manche auch bessere Möglichkeiten zu finden, um ihre Kinder zur Toleranz, Rücksichtnahme, Generosität erziehen zu können als in der Isolierung des eigenen Heims.

Der «Umsatz» von Kollektivmitgliedern ist aber meist sehr rege. Für viele ist die Grossfamilie nur eine Notlösung des akuten Wohnungsnotproblems. Die praktischen Vorteile sind offensichtlich. Manche Kollektive halten ein Jahr oder länger, andere lösen sich nach einigen Monaten auf. Wenn ein Paar endlich die ersehnte eigene Wohnung bekommt, ein Teilnehmer den Arbeitsplatz wechselt, oder wenn die anfängliche Harmonie der Ideengemeinschaft an den Reibungsflächen der Alltagsprobleme, persönlichen Eigenheiten, Temperament- und Charakterunterschieden allmählich abgenutzt wird.

Trotzdem wagen aber immer mehr junge Leute das Experiment, überzeugt davon, dass es möglich sein muss, Interessen, Meinungen, Gewohnheiten und Attitüden auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Grosswohnungsprojekte in neugeplanten Siedlungen sollen diesen Wünschen der die einstige Dorfgemeinschaft im modernen Vorstadtmilieu suchenden Menschen entgegenkommen. Wie Direktor Gunnar Stahre vom Wohnbauamt meint, sind aber diese Projekte «vorläufig nur auf dem Papier», wenngleich sie schon in Büchern geschildert wurden.

Die tragenden Ideen und die neuen Formen der Lebensgemeinschaften finden jedenfalls wohlwollendes Verständnis bei der schwedischen Regierung. «Die Familie ist zwar weiterhin der Eckpfeiler der Gesellschaft, aber wir müssen ihre ständige Veränderung anerkennen», meint Familienminister Camilla Odhnoff, die sich für Kollektivhäuser, Kindertagesheime und die im Zeichen der gesellschaftlichen Strukturveränderungen bedingte «Emanzipation des Mannes» einsetzt. «Wir müssen einsehen, dass heute mehr und mehr Menschen ausserhalb der Familiengemeinschaft leben. Die Betreuung, die früher innerhalb der Familie geboten wurde, sucht man jetzt in der Gesellschaft. Das Kontaktnetz, das einmal die echte Grossfamilie zusammenhielt, muss nun neu geformt werden, für die besonderen Ansprüche der kleinen Familie von heute. Die sogenannte Normalfamilie mit zwei Kindern repräsentiert nur noch 15 Prozent aller schwedischen Haushalte, die Hälfte besteht aus einer oder zwei Personen. Man muss umdenken, eine offenere Gesellschaftsstruktur finden, die Kontakte und Betreuung im Wohnmilieu ausserhalb des Familienkreises erleichtern kann.»

E. Michael Salzer

Geschenkt wird nichts

Das «Jahr der Arbeitnehmerin» in Deutschland

Zum «Jahr der Arbeitnehmerin» hat der Deutsche Gewerkschaftsbund das Jahr 1972 proklamiert: er will die Oeffentlichkeit verstärkt darauf hinweisen, wie schwer es die 9,6 Millionen berufstätigen Frauen in der Bundesrepublik Deutschland zurzeit noch habe — vor allem die verheirateten unter ihnen, die gleichzeitig Hausfrau und Mutter sind: und das sind immerhin 56,5 Prozent.

Immer noch verdienen Frauen weniger als Männer: einmal, weil es die sogenannten Leichtlohngruppen gibt, Tarifgruppen, die geringer entlöhnt werden und in die vorzugsweise Frauen eingestuft sind. Zum anderen, weil Frauen überwiegend in untergeordneten Positionen beschäftigt sind — wegen ihrer schlechteren Ausbildung, wegen der Belastung durch die Familie, weil die Männer die Konkurrenz der Frauen nicht mögen und es möglichst zu Konkurrenzsituationen gar nicht erst kommen lassen und schliesslich, weil Karriere im Beruf auch heute noch als «unweiblich» gilt: leider Gottes auch bei Frauen.

Immer noch ist die soziale Sicherung der Frau schlechter als die des Mannes, weil im allgemeinen gekoppelt an die des Ehemannes. Aber Ehen werden ja mitunter geschieden, und der Aufbau einer eigenständigen Alterssicherung für die Frau lässt sich oft nicht nachholen; er hätte von vornherein und möglichst lückenlos erfolgen sollen.

Immer noch wird die Frau von der Wirtschaft missbraucht: als lockendes Sexsymbol auf der angebotenen Ware und als manipulierte Verbraucherin, der durch raffinierte Werbung suggeriert wird, nur durch Erwerb dieses Wasch- oder jenes Schönheitsmittels könne sie schön und eine perfekte Hausfrau werden — perfekt in jeder Hinsicht, trotz der Berufspflichten, versteht sich. Geschenkt wird der Frau von heute nichts.

Die gegenwärtige Regierung aus Sozialdemokraten und Freien Demokraten hat die Verbesserung des Frauenschicksals auf ihr Banner geschrieben, und sie fängt auch damit an, den Vorsätzen die Taten folgen zu lassen. Künftig wird jeder Frau pro Kind ein Jahr Rentenversicherung angerechnet, auch wenn sie nicht arbeitet und insofern auch keine Beiträge entrichtet. Künftig können auch Nur-Hausfrauen der gesetzlichen Rentenversicherung beitreten, — sofern der Ehemann zahlt. Von den Frauen als Gesetzeswerk, das *ihnen* zugute komme soll, vielfach missverstanden, wird seit zwei Jahren intensiv an einer Reform des Ehe- und Ehescheidungsrechts gearbeitet. Von den Frauen überwiegend missbilligt ist allerdings die bevorstehende Liberalisierung des Abtreibungsverbots, weil sie ihnen nicht weit genug geht. Die Frauen fordern Straffreiheit bei Schwangerschaftsunterbrechung bis zum Ende des dritten Monats; Justizminister Gerhard Jahn will dagegen den Abbruch einer Schwangerschaft nur unter bestimmten, fest umrissenen Bedingungen zulassen.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund fordert leistungsgerechte Bezahlung der ArbeitnehmerInnen, die Einführung einer eigenständigen Rentenversicherung für alle Frauen und eine Verbesserung des Mutterschutzes, das heisst, eine Ausdehnung der bezahlten, aber arbeitsfreien Zeit vor und nach der Geburt eines Kindes von jetzt insgesamt 14 auf 20 Wochen. Und natürlich wirbt der Gewerkschaftsbund auch um weibliche Mitglieder: bisher gehören 87 Prozent der weiblichen Arbeitnehmerinnen noch keiner Gewerkschaft an. Stärkere Beteiligung an der Gewerkschaft würde die Stosskraft der Gewerkschaften in Frauensachen natürlich vergrössern. Aber die durch Haushalt und Berufstätigkeit doppelt belasteten Frauen haben vielfach keine Zeit — oder sind sie politisch uninteressiert?

Viele ja. Aber es werden mehr und mehr, die sich informieren und aktiv werden wollen und schon geworden sind. Gründung von Kindergärten durch eigene Initiative, Diskussionskreise, Parteiarbeit, Demonstrationen gegen das geplante Abtreibungsgesetz, Mitarbeit bei Verbraucherorganisationen — immer mehr Frauen suchen ihren Standort im öffentlichen Leben der Gegenwart und arbeiten konsequent und engagiert für ihre Ziele.

Almut Klempt (IN-Press)

«Ruhmreiche Töchter der grossen Heimat»

Von Ulrich Mulert

(sda/dpa) Mit tönenden Parolen hat die Sowjetunion, wie jedes Jahr am 8. März, die «teuren Genossen Frauen», «die ruhmreichen Töchter der grossen Heimat» gefeiert. Parteichef Breschnew, Ministerpräsident Kossygin und Staatschef Podgorny komplimentierten ihre Errungenschaften im Bolschoi-Theater, das Zentralkomitee gratulierte und die Zeitungen postulieren: «Frauen in diesem Lande haben in allen Bereichen der Wirtschaft, der Politik und der Kultur die gleichen Rechte wie Männer».

Das Ziel der Gleichberechtigung für die Sowjetfrau ist 54 Jahre nach der Revolution jedoch nur zu einem Teil erreicht worden. Die Statistik weist zwar ihre Ebenbürtigkeit mit den Männern aus, doch in der Praxis müssen sie noch manche Nachteile in Kauf nehmen. Kein Zweifel besteht indes daran, dass die Frauen in der Sowjetunion gegenüber ihren westlichen Schwestern auf dem Gebiet der Ausbildung und der Erziehung im Vorteil sind. Hier ist das Postulat der Gleichheit schon Wirklichkeit.

In der UdSSR hatten zu Beginn dieses Jahres 9,4 Millionen Frauen eine Gymnasial- oder Hochschulausbildung genossen. Mit rund 45 Prozent stellen die Frauen auch einen ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung fast entsprechenden Teil der Studenten in der Sowjetunion. Dagegen ist die sowjetische Frau gegenüber den Männern im Nachteil, wenn es um Arbeit und Verdienst geht.

Frauen schlechter bezahlt

Mit Stolz meldeten die Zeitungen am «Tag der Frau 1972», dass 45,8 Millionen Frauen in der Sowjetunion berufstätig sind. Das ist knapp die Hälfte des Arbeitspotentials des 242-Millionen-Volkes, über 80 Prozent der Frauen zwischen 17 und 55 Jahren. In den Spitzenpositionen dominieren freilich noch immer die Männer. Selbst die Zahl von 480 000 Medizinerinnen — 72 Prozent der Gesamtzahl — kann darüber nicht hinwegtäuschen. Eine Aerztin muss sich mit einem Monatsgehalt zwischen 160 und 170 Rubel bescheiden, weniger als ein qualifizierter Facharbeiter bekommt.

Auch der hohe weibliche Anteil bei den Schullehrern ändert dieses Bild wenig. Sie werden in der Regel ebenfalls schlecht bezahlt. Die Schwierigkeit, in der wissenschaftlichen Hierarchie nach oben zu steigen, machen folgende Zahlen deutlich: 1967 waren 49,5 Prozent des wissenschaftlichen Nachwuchses Frauen, doch nur zwölf Prozent Doktoren der Wissenschaft und nur 8,8 Prozent korrespondierende Mitglieder der sowjetischen Akademie der Wissenschaften.

Die Hälfte der Belegschaften der Kolchosen und Sowchosen sind Frauen, doch stehen nur bei knapp zwei Prozent der Kolchosen Frauen an der Spitze. Wie in keinem westlichen Land leisten auch heute Frauen in der Sowjetunion häufig noch «Knochenarbeit», etwa beim Strassenbau, obwohl körperliche Schwerstarbeit für Frauen gesetzlich untersagt ist.

Politische Gleichberechtigung nur teilweise

Die Gesetzgebung nimmt in vielen Punkten Rücksicht auf die Konstitution der Frau, doch liegen die Arbeitsnormen in einer Reihe von Fällen nur geringfügig unter denen der Männer. Schwangere erhalten jeweils 56 Tage vor und nach der Entbindung das volle Gehalt. Der Anspruch auf politische Gleichberechtigung wird nur auf der unteren und mittleren Ebene aufrechterhalten.

Im Obersten Sowjet sind noch 463 weibliche Abgeordnete vertreten. Das sind rund ein Drittel der Mitglieder.

Im etwa 60köpfigen Minsterrat ist die für den Kulturbetrieb zuständige Jekaterina Furzewa die einzige Frau. Jadgar Hasreddinowa ist als Vorsitzende des Nationalitätensowjets die zweite Ausnahme. Das Machtzentrum, das Politbüro, ist dagegen noch immer ein exklusiver Männerverein.

Keine Gnade für «säumige» Väter

Der Verband der alleinstehenden Mütter in der BRD hat die Forderung erhoben, dass eine öffentliche Kasse eingerichtet wird, in die sämtliche Unterhaltszahlungen von geschiedenen Vätern und Vätern nichtehelicher Kinder eingezahlt werden. Die Kasse soll den Müttern die ihnen zustehenden Summen auszahlen — nicht mehr direkt der Vater. Sie soll auch berechtigt sein, diese Gelder von den Vätern einzutreiben und den Müttern notfalls Vorschüsse zu gewähren, falls der Vater «säumig» ist.

Frauenlöhne in der EWG — ein heikler Punkt

Eine Sozialstatistik der Europäischen Gemeinschaften lässt erkennen, dass die Arbeitnehmerin in allen derzeitigen sechs Partnerstaaten bei vergleichbarer Arbeit immer noch im Durchschnitt über 25 Prozent weniger verdient als der Mann. In Belgien liegt der Unterschied bei 30 Prozent, in den Niederlanden bei 29 Prozent, in der Bundesrepublik Deutschland bei 28 Prozent, in Frankreich bei 26 Prozent, in Italien bei 23 Prozent.

Randbemerkung

Kleinermann macht's möglich

Es gibt nichts, das mit Geld nicht zu haben wäre. Wenn zum Beispiel Vatis Eheliebste ihm nicht mehr dekorativ genug erscheint, um ihn ins Café, Kino oder Beatlokal zu begleiten, kann er bei Herrn Kleinermann eine «Hostess» mieten. (Welcher Unfug wird zurzeit mit dem Worte «Hostess» getrieben.) Der clevere Herr vermittelt nämlich holde weibliche Begleitung auf korrekt wissenschaftliche Art via Computer. Er füttert die Maschine mit der entsprechenden Lochkarte, und diese spuckt den entsprechenden Damenvorschlag aus. Solches geschieht zurzeit in Düsseldorf. — Kleinermann-Kunden sind Geschäftsleute aus anderen wirtschaftswunderlichen deutschen Städten, so im besten Mannesalter zwischen 40 und 50. Die «Hostessen» verdienen ehrlich ihre 1000 Mark monatlich fix nebst den Trinkgeldern, die ganz nett sein können, so etwa 400 Mark allein fürs Händchenhalten ...

Herr Kleinermann aber ist auch sehr tüchtig. Er hat vom Ehevermittlungsbüro auf kurz befristete Damenvermittlung umgesattelt, weil so etwas mehr einbringt.

Männer, aufs Geschäft bedacht, finden eben immer eine Möglichkeit, nicht eben helle, dafür aber hübsche Frauen auszubeuten, sogar auf gesetzlich einwandfreie Art.

Margrit Götz-Schlatter

SFB SCHWEIZER FRAUENBLATT

Auflage: 13 000

Unabhängiges Informationsorgan für Fraueninteressen und Konsumentenfragen
Gegründet 1919

REDAKTION ALLGEMEINER TEIL:
Vreni Wettstein, 8712 Stäfa,
Telefon 01 73 81 01

Treffpunkt für Konsumenten:
Hilde Custer-Oczeret
Brauerstrasse 62, 9000 St. Gallen,
Telefon 071 24 48 89

Schweiz. Verband für Frauenrechte
Anneliese Villard-Traber
Socinstrasse 43, 4051 Basel,
Telefon 061 23 52 41

Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen
Else Schönthal-Stauffer
Lauenenweg 69, 3600 Thun,
Telefon 033 2 41 96

Verband Schweizerischer Hausfrauen
Erika Jäggi-Frank
Offenburgerstrasse 9, 4057 Basel
Telefon 061 49 70 98

Schweiz. Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen «Courrier»
C. Wyderko-Fischer, 8400 Winterthur,
Wylandstrasse 9, Telefon 052 22 76 56

Frauenzentralen — Frauenpodien:
M. Kaiser-Braun, 8400 Winterthur,
Brühlbergstrasse 66, Telefon 052 22 44 38

VERLAG:
Buchdruckerei Stäfa AG,
8712 Stäfa am Zürichsee,
Telefon 01 73 81 01, Postscheckkto. 80-148
Verlagsleitung: T. Holenstein

INSERATENANNAHME:
Buchdruckerei Stäfa AG,
8712 Stäfa am Zürichsee
Telefon 01 73 81 01

Jahresabonnement: Schweiz: Fr. 19.60;
Ausland: Fr. 24.—

Insertionstarif: einspaltige Millimeterzeile (27 mm) Fr. —.25, Reklamen (57 mm) Fr. —.75. — Annahmeschluss Mittwoch der Vorwoche.